



Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nov. 10.

„Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang \$1.75 postfrei.

Oktober 1887.

Inhalt: Borneo. — Ein Ausflug in das Gebiet der Hudsonsbai. (Fortsetzung.) — Indische Bau Denkmäler. (Fortsetzung.) — Nachrichten aus den Missionen: China; Tongking; Ostindien; Central-Afrika. — Miscellen. — Für Missionszwecke.

Borneo.

Land und Leute.

Wissenschaft und Tradition machen es wahrscheinlich, daß wir in dem indischen Archipel, der sich zu beiden Seiten des Aequators ausbreitet, Bruchstücke einer später auseinandergerissenen Landmasse vor uns haben, welche Asien und den Austral-Continent in ähnlicher Weise verband, wie Mittelamerika die beiden Hälften des vierten Erdtheils noch jetzt verbindet. Ein Blick auf die Karte bestätigt diese Worte des berühmten Geographen Dr. Daniel. Zerrissen und zersplittert, oft wild gezackt in ihren äußeren Umriffen, breitet sich die „indische Inselkette“ zwischen dem 16. Grad nördlicher und dem 10. Grad südlicher Breite über die öden Fluten des Weltmeeres aus, und 109 feuerspeiende und 10 schlammquellende Krater, die auf dieser „Kette“ ihr Unwesen treiben, lassen uns schwer erkennen, welche Kraft es war, durch welche diese einst zusammenhängende Ländermasse zerlegt und auseinander gerissen wurde. Können wir den Volksüberlieferungen Glauben schenken, so wurde Java und Sumatra erst kurz vor Christi Geburt durch die elementaren Gewalten der Tiefe getrennt, und ägyptische Kolonien hatten sich auf ihnen schon angesiedelt, als der gesammte Archipel noch mit dem asiatischen Continent zusammenhing. Sicher ist, daß die Insel Bali erst im Jahre 1204 und Selo-Parang im Jahre 1280 von Java und Sumbava abgesplittert wurden.

Gleichsam den Mittelpunkt, um den sich nach Westen und Süden in regelmäßigem Halbkreis, nach Osten und Norden in wirrem Durcheinander die ganze gewaltige Inselchaar lagert, bildet Borneo, die größte Insel unserer Erde. Birnenförmig ge-

staltet mit der Spitze nach Norden, behnt sich dieser Inselkoloß, ungefähr in seiner Mitte vom Erdgleicher durchzogen, über 11 geographische Grade aus, während seine Breite genau 10 dieser Grade beträgt. Wir Europäer verbinden mit dem Worte „Insel“ leicht die Vorstellung eines unbedeutenden Flecken Landes; allein wenn wir uns in die Tropen begeben, dann müssen wir, wie in Pflanzen- und Thierwelt, so auch in geographischer Beziehung unsere kleinen und kleinlichen Begriffe erweitern, ja wir müssen sie verzehnen und verhundertfachen, um unseren Gegensüßlern gerecht zu werden. So geht es auch bei der Insel Borneo. Ihr Flächeninhalt beträgt 733 901 qkm oder 12 962 geographische Geviertmeilen, sie übertrifft also an Größe das Deutsche Reich mit seinen 540 500 qkm um ein Bedeutendes. Freilich steht zu dieser gewaltigen Ausdehnung die Zahl der Bevölkerung in keinem Verhältniß. Während das kleine Königreich Würtemberg 1 971 118 Seelen zählt, beläuft sich die gesammte Einwohnerzahl der Rieseninsel Borneo nur auf 1 240 000, die sich aus verschiedenen Elementen zusammensetzen und von denen wir weiter unten ausführlicher berichten werden.

Geben wir jetzt zuerst eine genaue Grenzbestimmung unserer Insel. Wie schon gesagt, gleicht ihre äußere Gestalt der einer Birne, in nordöstlicher Richtung quer über den Erdgleicher gelagert, mit dem nördlichen, schmälern Ende den Philippinen zugewandt. Diese äußerste nördliche Spitze wird von der Sulu-See bespült, während abwärts bis zum Aequator das Chinesische Meer im Westen und die Celebes-See im Osten die Insel begrenzen. Den ganzen Theil südlich vom Aequator umschließt dann die Java-See, welche an der südlichen Ostküste Borneo's,

dieses von der Insel Celebes trennend, sich zur ManglaffstraÙe verengt und durch diese wieder mit der Celebes-See in Verbindung steht. Schon die Namen dieser Meere deuten uns die Lage an, welche Borneo zum asiatischen Festland und zu den übrigen Hauptinseln des indischen Archipels einnimmt. Die Sulu-See, so genannt von den spanischen Sulu-Inseln, scheidet Borneo von der Gruppe der Philippinen, das Chinesische Meer flutet zwischen ihm und dem Reiche der Mitte; die Java- und Celebes-See endlich trennen unsern kleinen Continent von den drei übrigen gewaltigen Inseln des holländischen Indiens, von Sumatra, Java und Celebes.

Der Name „Borneo“, mit welchem wir die Gesamtinsel zu bezeichnen pflegen, rührt von einem kleinen Sultanat im Norden der Insel her, welches, ursprünglich Brunei genannt, allmählich von den Holländern in „Borneo“ umgewandelt wurde und jetzt noch häufig Borneo proper, d. h. eigentliches Borneo, genannt wird. Bei der einheimischen Bevölkerung heißt die Insel Tanah Kalimantan. Politisch sind fünf Theile auf ihr zu unterscheiden: der weitaus größte Theil, südlich und nördlich vom Erqgleicher, gehört zu Holland; die nordöstliche Spitze haben die Engländer in Besitz genommen, und zwischen diese beiden europäischen Kolonien lagern sich drei einheimische und einflussreiche Sultanate: das schon erwähnte von Brunei, diesem gegenüber an der Ostküste jenes von Tidung und endlich das an der Westküste lang und schmal sich hinziehende Sarawak. Letzteres gehörte bis zum Jahre 1839 zu Brunei, wurde jedoch damals von dem Radscha Hassim an den englischen Abenteurer James Brooke abgetreten für die Hilfe, welche dieser dem Sultan gegen chinesische Seeräuber geleistet hatte. Anfänglich blieb Brooke mit seinem neuen Besitz in einem Lebensverhältniß zu Brunei und dessen Herrschern; allein schon bald, im Jahre 1845, gelang es ihm, sich vollständig unabhängig zu machen. Brooke starb 1868, und die Herrschaft Sarawak (etwas über 3300 qkm) ging zufolge testamentarischer Bestimmung auf seinen Neffen und dessen männliche Nachkommen über. Sterben auch diese aus, so fällt das Land der englischen Krone anheim, und das riesige England wird auf Borneo des kleinen Hollands Zimmernachbar.

1. Geschichte und Entdeckung. Die ersten Nachrichten über Borneo und den ganzen indischen Archipel verlieren sich in die graue Zeit der Sage, oder entfallen wenigstens nicht im vollen Tageslicht der Geschichte. Schon beim alten Ptolemäus soll die Insel unter dem Namen „Glücksinsel“ vorkommen, und in noch früherer Zeit hätten daselbst ägyptische und phönizische Kolonien bestanden; ja, die Tharsesfahrer der letzteren hätten, durch das Rother Meer ihren Weg nehmend, auch an diesen fernen Gestaden Anker geworfen. Einige wollen sogar in Borneo das goldreiche Land Ophir wiedererkennen und somit diese Insel des fernsten Ostens mit Palästina in Verbindung bringen. Die erste einigermaßen sichere Kunde von Borneo, freilich nicht unter diesem Namen, sondern unter dem von „Giava Maggiore“ (Java maior), gibt uns der ländere- und völkerekundige Venetianer Marco Polo. Er schildert uns die Insel, die er aber nicht selbst bereist hat, folgendermaßen: „Wenn man Ziamba (das heutige Cochinchina) verläßt und zwischen Süden und Südost 1500 Meilen weiter fliehet, so kommt man an eine große Insel, die Java heißt¹ und nach den Berichten

einiger sehr wohl unterrichteter Schiffer die größte in der Welt ist, da sie einen Umfang von ungefähr 3000 Meilen hat. Sie steht unter der Herrschaft nur eines Königs; auch zählen die Einwohner keinen Tribut an irgend eine andere Macht. Sie sind Götzanbeter. Das Land ist reich an Vorräthen aller Art; Pfeffer, Muskatnüsse, Spikenarde, Galgant, Kubeben, Gewürznelken und alle die anderen köstlichen Gewürze und Spezereien sind die Erzeugnisse dieser Insel, weshalb sie von vielen waarenbeladenen Schiffen besucht wird, wodurch den Eigenthümern ein großer Gewinn zufällt. Die Masse Gold, die daselbst gesammelt wird, übersteigt alle Berechnung und allen Glauben. Von da haben die Kaufleute von Zaitum (das heutige Tschintschu) das Gold in sehr großer Menge geholt und holen es noch heutigen Tages, und von da bringt man den größten Theil der Gewürze, welche in der ganzen Welt vertheilt werden. Daß der Großhan die Insel nicht unter seine Botmäßigkeit gebracht hat, muß man der Länge der Reise und den Gefahren der Schifffahrt zuschreiben.“² So weit der Strabo des 13. Jahrhunderts. Fast 200 Jahre blieb die indische Inselwelt für die Europäer ein verschlossenes Zauberland. Endlich mit Beginn des 16. Jahrhunderts sprengte der portugiesische Unternehmungsgeist auf die Kiegel dieses Wundergartens, und wohl zum erstenmale wehten christliche Flaggen auf den indischen Meeren. Rasch folgten sich die Entdeckungen, aber noch rascher die Eifersucht und Gewinnlust der seefahrenden und handeltreibenden Nationen. Holländer und Engländer suchten den Portugiesen den Rang abzulaufen, und im indischen Archipel gelang ihnen dies vollständig. Zwar suchte Philipp II. von Spanien, als Portugal vorübergehend mit der kastilischen Krone vereinigt war, die Holländer wieder zurückzudrängen, aber vergebens: die gesammte „indische Inselsturm“, mit alleiniger Ausnahme der Philippinen, blieb im Besitze der niederländischen Kaufherren.

Der erste Holländer, der seinen Fuß auf Borneo setzte, war Oliver van Noort im Jahre 1601; ihm folgte drei Jahre später der Admiral van Warwic mit mehreren Schiffen. Zwischen ihm und dem König von Sultabana wurde der erste Vertrag zu Gunsten des holländischen Handels abgeschlossen und damit die Insel den Europäern eröffnet. Eigentliche holländische Kolonie wurde die Insel aber erst 200 Jahre später. Um einen Aufstand der in sein Land eingewanderten Chinesen zu unterdrücken, ersuchte nämlich im Jahre 1818 der Sultan von Sambas die Holländer um ihre Unterstützung. Der Generalgouverneur von Indien ging natürlich bereitwillig auf diese Bitte ein, und Sambas wurde unter holländisches Protectorat gestellt. Damit war der Anfang zur Eingliederung in das holländische Ostindien gemacht. Die fernere Besitznahme erfolgte rasch. Forts wurden angelegt, kleinere Truppenkörper längs den Küsten und im Innern vertheilt; Regierungscommissäre knüpften Verbindungen mit den einheimischen Fürsten an, von denen die meisten dem Beispiel ihres Collegen von Sambas folgten und in ein Lebensverhältniß zu Holland traten. Auf diese Weise standen schon im Jahre 1856 9372 Geviertmeilen der Insel

Giava Maggiore Polo's für Java angesehen; doch kann ich nicht bestimmen, und halte der ganzen Beschreibung nach, die Polo von der Insel gibt, dieses Java für Borneo, das reich an Gold und Edelsteinen ist, während man wenig Gold auf dem jetzt so genannten Java findet.“

¹ Professor Karl Friedrich Neumann gibt zu dieser Benennung die folgende Erläuterung: „Die meisten Commentatoren haben dieses

² Die Reisen des Venetianers Marco Polo, von August Birkbeck. Nebst Zusätzen und Verbesserungen von Karl Friedrich Neumann.

unter dem Schutz der niederländischen Flagge. Dieses ganze Gebiet zerfällt in zwei Haupttheile: 1. die West-Abtheilung oder Residentie von Pontianak mit je einem Assistent-Residenten in Sambas, Montrado und Sintang; 2. die Süd- und Ost-Abtheilung oder Residentie von Banjer-Massing mit einem Assistent-Residenten in Kutei.

2. Klima, Bodenbeschaffenheit, Pflanzen- und Thierreich. So recht im Herzen der Tropen gelegen, kann Borneo als Typus südländischer Fülle und Ueppigkeit gelten. Ehe wir jedoch den Reichthum und die Pracht des Landes im einzelnen beschreiben, wollen wir zunächst einem genauen Kenner des holländischen Ostindien das Wort geben, um in gedrängter Darstellung den allgemeinen Charakter der Insel zu zeichnen.

„Zahlreiche Ströme, deren Quellen an hohen Gebirgsknoten liegen, durchfurchen nach allen vier Himmelsgegenden die Insel, und überall, bis zu den hoch in die Wolken sich erhebenden Bergen im Innern, überdeckt eine dicke Lage fruchtbarer Damm-erde den Boden. Das Gerüst der Insel, an welches sich die ebenen Theile anschmiegen, besteht aus einer Reihe von Gebirgssystemen der primären Formation, die ihre Zweige nach den verschiedenen Richtungen der Windrose ausschicken. An der bei weitem am besten erforschten und bekannten Nordwestküste zieht sich eine Gebirgskette von Südwest nach Nordost bis zum äußersten Norden der Insel hin, erreicht in Sarawak eine Höhe von 1949 m und gipfelt sich allmählich an ihrem Nordende zu dem Riesenberge Kina-balu (St. Pietersberg), der nach Belcher eine Höhe von 4440 m hat. Eine andere Gebirgskette zieht sich von der Südwestspitze Borneo's aus im District Kirdawangan nordostwärts, nähert sich dem ersterwähnten Gebirgszug und bildet in Vereinigung mit ihm ein Hochland im Centraltheil Borneo's, das uns bis jetzt sehr wenig bekannt geworden ist. Von diesem Hochland zweigen sich verschiedene Vergzüge ab; ein Zweig geht ostwärts nach der Landschaft Kutei, ein anderer südwärts nach Banjer-Massing zu. Granit, Syenit, Glimmerschiefer und Kalk sind die Hauptbestandtheile dieser Gebirge, ähnlich wie in den Schweizer-Alpen und den Pyrenäen. Zwischen diesen Gebirgen liegen ausgedehnte fruchtbare Ebenen, und rings um die Insel hat sich ein mehr oder weniger breiter Saum von Alluvialgrund gebildet, der mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt ist. Bedeutende wasserreiche Ströme ergießen sich an verschiedenen Stellen der Küste ins Meer, sie sind weit hinauf selbst für größere Schiffe fahrbar und führen bis ins Herz der Insel. So sind von der Natur selbst die besten und billigsten Handelsstraßen geschaffen worden, auf denen ein leichter Abfah der reichen Landeserzeugnisse ermöglicht wird. Die größten an der Nordwestküste mündenden Ströme sind der Limbang bei Brunei, der Reischang, Seribas, Batang-Lupar und Sarawak. An der Ostküste bildet der Gebirgszug Saturu die Wasserscheide zwischen den Gebieten des Bulungan- und Berau-Stromes und jenem des majestätischen Kutei-Flusses. Ebenso macht die südlich verlaufende Meratus-Kette die Grenzscheide zwischen dem letztgenannten Strom und dem von Banjer-Massing. An der Westküste mündet der mächtige Kapuas- oder Pontianak-Strom ins Meer; nördlich von diesem ergießt sich der Sambas, südlich der Pawan und Simpang. Alle diese Ströme und deren Nebenflüsse bahnen sich ihren Weg durch ungeheure Wälder, die zu vielen lokalen Regenergießungen Anlaß geben und den Wasserreichthum der Insel erstaunlich vermehren. Da schwellen die wilden Gebirgswasser zu breiten Fluten an, die sich oft über

weite Strecken ergießen und das ebene Land in nasse Flächen verwandeln“ (Die ostasiatische Inselwelt, von Dr. S. Friedmann, Bd. II. S. 76).

Das Klima ist weniger ungesund als man erwarten sollte, und die drückende, alles verzehrende Hitze, die eine so höchst verderbliche Beigabe fast aller im Bereich des Erdgleichers liegenden Länder bildet, macht sich auf Borneo im allgemeinen weniger bemerklich; ja an der Nordküste zeigt sich die Temperatur sogar sehr gemäßig. Gerade unter der Linie, zu Pontianak, ist die mittlere Wärme 22° R., während das Thermometer bei Sonnenaufgang $19\frac{1}{2}$ — 20° und am heißesten Mittag $26\frac{1}{2}^{\circ}$ aufweist. Selten ist die Hitze eigentlich unerträglich, und das Zuviel des Tages wird durch die Kühle der Nacht wieder ausgeglichen. Auch gibt es hier nicht eine vollständig trockene Jahreszeit, indem nicht nur zur Zeit des Monsun, sondern überhaupt selten ein Tag vergeht, an dem nicht Regen fällt.

Die Flora, überall reich, blendend und ins Ungeheuerliche wuchernd, ist anders im gebirgigen Innern, anders auf den Schlammebenen der Küste. Hier, auf dem fetten Humusboden, entfaltet sie sich in seltener Großartigkeit. Ausgedehnte Urwälder von Teckholz, Eisenholz, Guttapercha und Ebenholz ziehen sich längs der Ströme hin; unerschöpfliche Bestände der kostbarsten Farb- und Gewürzhölzer locken den Menschen in das noch wenig erforschte Innere, und die verschiedensten Palmenarten wiegen ihre stolzen Kronen in der hier wahrhaft würzigen Luft. Die gewaltigsten Schlingpflanzen, die farbenprächtigsten Orchideen ranken sich an den Stämmen der Waldbriesen empor, und breiten ihre schillernden Blütenblätter gleich ebenso vielen Schmetterlingsflügeln unter dem dunkeln Laubbache aus. Besondere Erwähnung verdient die Ripa-Palme. Für den Borneaner ist sie unschätzbar; alles weiß er von ihr zu benutzen: Zucker liefert ihm Saft; aus den Blättern werden die Kejang-Matten geflochten, die als Dächer und Wände der Hütten dienen; die Wurzel endlich ist eine ergiebige Salzquelle. Da nämlich die Ripa-Palme nur in brackischem Wasser wächst, so saugt sie eine Menge Chlornatrium ein. Dieses wird dann gewonnen durch Verbrennen der Wurzeln und Auslaugen der Asche. Das auf solche Weise hergestellte kochsalzhaltige, aber höchst unreine Lauge-salz ziehen die Eingeborenen dem Seesalz weit vor. Steigen wir aus den Niederungen mit ihren Pflanzungen von Muskat, Kampfer, Zimmt, Citronen, Pfeffer, Ingwer, Betel, Reis, Getreide, Bataten, Yams und Zuckerrohr stromaufwärts, so sind es vor allem die zahlreichen Repenthesarten, die durch Form und Pracht der Farben das Auge entzücken. Becher- und krugförmig prangen ihre riesigen Blüten in dem blendendsten Schmelztropischer Farben, und diese prächtigen Blumenkelche enthalten für den ermüdeten Wanderer einen köstlichen Labetrunk. Bis zur Hälfte sind sie nämlich gefüllt mit einem aromatischen Wasser, welches die Pflanze selbst absondert. Zweiundzwanzig Arten dieser herrlichen Blumen werden auf Borneo gefunden. Die größte unter ihnen hat von dem Engländer Brooke den Namen erhalten. Dieselbe trägt bei einer Größe von 4 Fuß einen Kranz zahlreicher 15 Zoll großer Blumentrüge. Während der größere Theil eines solchen „Krug“ in tief violetter Purpur gefärbt ist, weist der äußere gefaltete Rand eine hellrothe Färbung auf, und damit auch der Deckel nicht fehle, lagert sich über die weite Oeffnung ein blattartiger Auswuchs. Vom fand diese Blumen zuerst am Fuße des Kina-balu; nach seiner Angabe betrug der Umfang des größten von ihm gemessenen

„Kruges“ 2 Fuß, und es erscheint somit nicht unglaublich, wenn er berichtet, daß in einem dieser kleinen Eimer sich eine ertrunkene Ratte befand.

Was die Thierwelt angeht, so begegnet uns zunächst der unvermeidliche Bewohner der heißen Zone, der Affe, und zwar in seinen gewaltigsten Exemplaren. Da ist der langgeschwänzte Schlankaffe, der Siamang, vor allem aber der wilde und gefürchtete Drang-Utang. Es ist dies der „Waldmensch“ zahlreicher Schreckensgeschichten, den neuere sogenannte Gelehrte so gerne unter ihre Ahnen zählen möchten, der aber in Wirklichkeit nichts anderes ist, als ein höchst etelhaftes Affenvieh, welches vom Menschen nichts weiter besitzt als die Größe und die allerdings greulich verzerrte und entstellte Gestalt. Der englische Natur-

forscher Wallace gibt uns eine interessante Schilderung einer Jagd auf „Mias“, wie die Eingeborenen den Drang-Utang nennen. „Gerade war ich“, so schreibt er, „von einem naturwissenschaftlichen Ausflug heimgekehrt, als Karl [sein Diener] außer Athem zu mir ins Zimmer stürzte und vor Erregung stotternd rief: ‚Schnell die Flinten! Ein solcher Mias!‘ „Wo?“ fragte ich, während ich das glücklicherweise mit einer Kugel geladene Gewehr schon in der Hand hielt. „Ganz in der Nähe, er kann nicht entkommen.“ Mit zwei Dajaks, die zufällig in der Hütte waren, machte ich mich sofort auf den Weg, während Karl die noch übrige Munition nachbringen sollte. Vorsichtig, ohne jedes Geräusch bewegten wir uns auf dem Pfad, der zu den Minen führte, voran. Nach kurzer Zeit hörte ich gerade



Im Innern eines Dajaks-Dorfes auf Borneo.

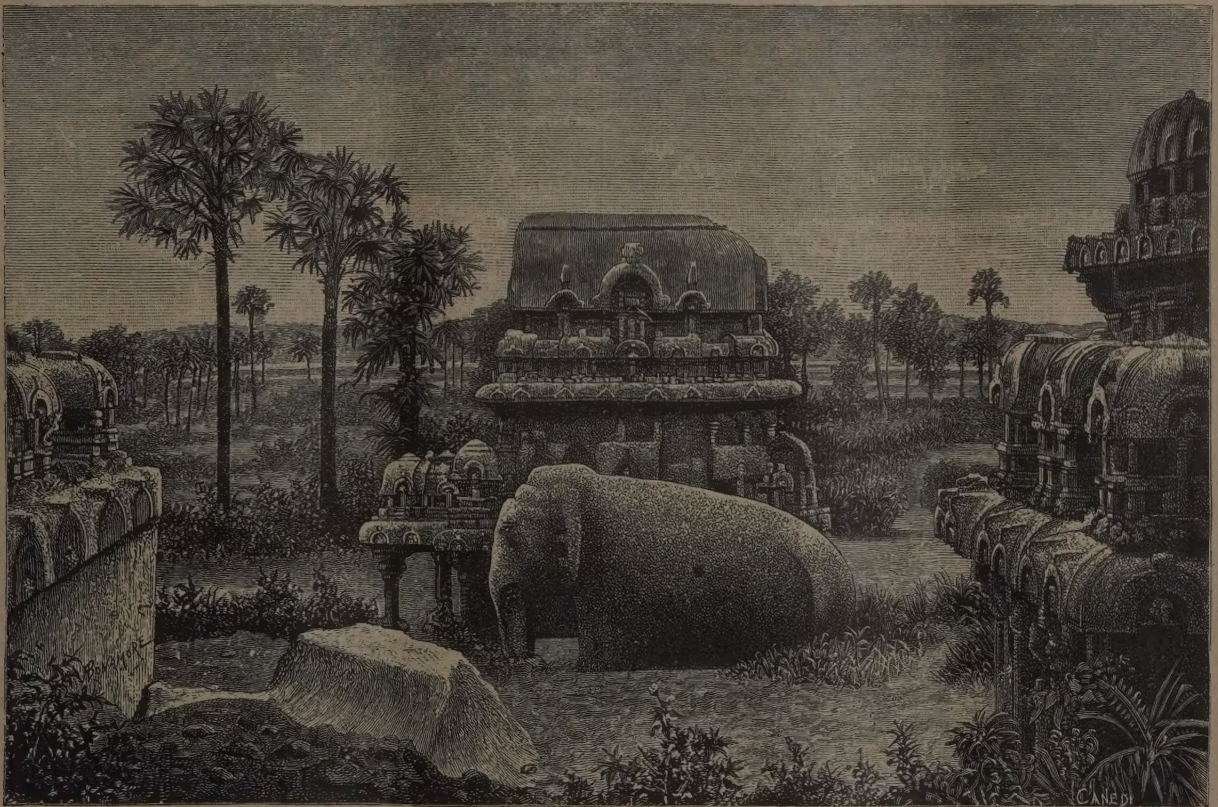
über meinem Kopf in den Baumkronen ein leichtes Geräusch; doch trotz der angestrengtesten Aufmerksamkeit konnte ich nichts entdecken. Da ließ sich das Geräusch wieder vernehmen, und jetzt sah ich, daß Äste und Zweige sich beugten wie unter der Last eines Thieres. Plötzlich rief mich einer der Dajaks an und zeigte aufwärts; deutlich erblickte ich die Umrisse eines rothhaarigen Körpers, und eine große schwarze Fräse grinste von oben auf uns herab. Ich gab sofort Feuer, doch im selben Augenblick setzte die Bestie mit größter Schnelligkeit ihren Weg fort, so daß ich nicht beurtheilen konnte, ob ich getroffen hatte. Das Dickicht, durch welches wir uns durchbahnen mußten, war voller Felsstücke und Geröll und von großen Schlingpflanzen durchzogen; doch gelang es uns, mit dem Affen gleichen Schritt

zu halten. Er hatte die Richtung nach einem Hügel genommen, und auf der äußersten Spitze desselben, wo der Wald plötzlich abbrach, hörte auch für ihn im Wipfel einer riesigen Palme der lustige Weg auf. Er wandte sich also, und es gelang mir, zwei weitere Kugeln auf ihn abzufenden. Gerade als ich wieder lud, trat er aus dem Blätterwerk hervor und lief in halb gebückter Stellung über einen freistehenden Ast. Ein Bein schleppte er schlaff hinter sich her; seine Größe war erstaunlich. Hoch oben in einer Gabelung des Baumes, durch dichtes Laub geschützt, faßte er jetzt Posto und schien nicht gewillt, aus dieser Stellung zu weichen. Da der Abend hereinbrach und ich den Baum nicht mehr fallen lassen konnte, so feuerte ich abermals, und zwar mit gutem Erfolg. Der Mias stieg aus seiner

Blätterverschanzung herab auf einen niedrigen Baum, und dort sank er wie todt zusammen, blieb aber in den Zweigen hängen. Ich ersuchte jetzt die Dajaks, hinaufzusteigen und die Zweige abzuhaufen; doch sie wollten nicht, weil sie befürchteten, er lebe noch. Nun begannen wir zu schütteln, um ihn herunter zu bekommen, allein alles vergebens. So schickte ich denn einen Boten zu einigen in der Nähe arbeitenden Chinesen, damit sie mit ihren Aexten zu Hilfe kämen. Während dessen nahm sich einer der Dajaks den Muth und begann hinaufzuleitern. Allein der Mias wartete nicht, bis jener in seine Nähe kam, sondern schleppte sich auf einen andern, noch kleinern Baum. Rasch war dieser abgehauen, doch wegen der riesigen Schlingpflanzen wollte er nicht fallen. Schon fürchtete ich, die Beute würde uns schließlich doch noch entgehen, als endlich nach einem ge-

waltigen Ruck, den wir mit vereinten Kräften an den Schlingpflanzen thaten, der Drang-Utang mit einem fürchterlichen Plumps zu Boden fiel. Es war ein wahres Riesene Exemplar. Seine ausgestreckten Arme maßen 7 Fuß 3 Zoll; seine Höhe vom Kopf bis zur Zehe betrug 4 Fuß 2 Zoll" (The Malay Archipelago, by A. R. Wallace, vol. I. p. 72).

An die Beschreibung dieser Jagd des Mias wollen wir einige Bemerkungen über die Naturgeschichte dieses merkwürdigsten aller Thierbewohner von Borneo knüpfen. Unsere Insel ist das eigentliche Stamm- und Heimatland des Drang-Utang; denn das benachbarte Sumatra, wo er sich auch noch vorfindet, zählt eine weit geringere Zahl dieser „Walbmenschen“. In Borneo bewohnt er hauptsächlich die sumpfigen Wälder im Nordwesten, Nordosten und Südwesten. In trockenen Länderstrichen



Die wunderbaren Pagoden bei Madras.

der Insel findet er sich nicht. Die Pfade, welche er in den unerforschten Urwäldern wandelt, liegen in den lustigen Höhlen der Baumkronen; dort bemegt er sich in scheinbarer Gemächlichkeit, aber mit erstaunlicher Gewandtheit und Sicherheit von Ast zu Ast, von Wipfel zu Wipfel, und nur gegen Abend steigt er tiefer herab, um sich für die Nacht sein sogenanntes „Nest“ zu bereiten. Man sagt, jeder Drang-Utang mache sich für jede Nacht ein neues Nest. Diese Schlafstellen, aus Reisern und Blättern bestehend, haben Anlaß zu den fabelhaften Erzählungen über die „Hütten“ der „Walbmenschen“ gegeben. Das Ruhe-lager verläßt die Bestie erst eine geraume Zeit nach Sonnenaufgang und beginnt dann ihre Suche nach Futter. Fast ausschließlich besteht dasselbe aus Früchten, zuweilen auch aus

Blättern, Knospen und jungen Schößlingen. Gesellig scheint der Mias gerade nicht zu sein; ja Wallace versichert sogar, er habe bei seinen langen Beobachtungen niemals zwei ausgewachsene Drang-Utang zusammen gesehen. Alle die sentimentaln Erzählungen über das schöne „Familienleben“ dieses Viehes sind also in das Reich der Fabeln zu verweisen. Auch Abbildungen, auf welchen der Drang-Utang mit einem Stock in der „Hand“ durch die Wälder geht, sind Phantasien; so sehr, daß der schon mehrfach genannte und gewiß unverdächtige Wallace nicht ansteht, zu erklären, daß der Drang-Utang niemals aufrecht geht oder steht, außer wenn er sich mit seinen Armen an überhängenden Zweigen halten kann. Hiermit wollen wir uns vom Mias verabschieden; wir haben ihn nur deshalb etwas aus-

fährlicher behandelt, weil man vielfach aus diesem Affen durchaus einen Menschen machen will.

Sehen wir uns noch rasch in der übrigen Thierwelt Borneo's um. An der Nordküste trifft man auch Elephanten; dieselben sind vor etwa hundert Jahren von Sumatra aus dort eingeführt worden, scheinen sich aber vollständig einbürgern zu wollen. Zu den gefährlichsten Vierfüßlern gehört der gestreifte Panther, ein Gegenstück zum javanischen Königstiger. Glücklicherweise ist seine Lieblingsnahrung nicht der Mensch, sondern das Babi Puta, eine eigene Art wildes Schwein mit weißem Bart. Durch die weiten Grasebenen der Flüsse streift in großen Heerden der wilde Ochs, und die verschiedensten Hirscharten — der große Pferdehirsch und das schöne Kamschil oder der kleine malayische Hirsch — locken in den Wäldern die Jagdlust. Farbenprächtige Vögel sind nicht sehr zahlreich; unter den wenigen ist aber der Argusfasan ein wahrhaft glänzender Gefell. Auf seinen langen, schön dunkelbraunen Flügel Federn, mit vielen hellen Streifen und Punkten durchzogen, stehen große schillernde Pfauenaugen, und sein Schweif endet in zwei getüpfelte, mehr als einen Meter lange Mittelschwanzfedern, die ihm ein majestätisches Aussehen geben. Reptilien finden sich in ihren gewaltigsten Vertretern. Die Flüsse wimmeln von Alligatoren oder Kaimans, welche den Schrecken der Uferbewohner bilden. Spenser St. John schreibt, er habe häufig gesehen, wie die Knöpfe einer Weiberjacke oder der Kopf eines Chinesen aus dem Magen eines solchen Ungeheuers genommen wurden. Oft sieht man auf den Strömen große Haarbälle von 5—6 Zoll im Durchmesser schwimmen; es sind dies die unverdaulichen Theile der von den Alligatoren verschlungenen Thiere.

Da wir gerade an den Wasserthierien sind, so wollen wir hier eine höchst eigenthümliche acustische Erscheinung einschalten, die sogenannte Wassermusik, die man an den Mündungen der borneanischen Flüsse wahrnimmt. Dr. Friedmann (a. a. D. S. 90) spricht sich darüber folgendermaßen aus: „Schon der leiser so früh verstorbene Dr. Schwaner beobachtete sie. Er vernahm melodische Töne, die in der Tiefe des Wassers erzeugt wurden, jetzt stark und anhaltend, dann kurz und abgebrochen. Es klingt wie ein Sirenengefang, den man von unten aufsteigen hört; einmal voll und kräftig, einmal sanft und schmelzend, wie jene Melodien, die ein leises Flüstern der Aeolsharfe entlockt. Die Eingeborenen schreiben diese Erscheinung einfach der Vermischung des süßen Flußwassers mit dem bitteren Meereswasser zu; denn je weiter das Seewasser in den Strom bringt, um so weiter wird die Musik vernommen. Ein Holländer, Namens Präger, der in den Jahren 1860 und 1861 den größten Theil Südborneos zu Wasser und zu Lande durchirrte, hat neuerdings seine Beobachtungen über die Wassermusik veröffentlicht, wonach es scheint, daß die Erzeugung derselben nur den Fischen zugeschrieben werden könne. Auch Professor Martins hat sich in diesem Sinne ausgesprochen. Präger war im April 1860 mit dem holländischen Kriegsdampfer 'Madura' auf dem größten Fluß der Westküste, dem Pontianak. Am meisten hörte er hier die Musik während der Flut und des Hochwassers; bei voller Flut fehlte sie. Man hörte sie halb höher, halb tiefer, deutlich vernahm man sie am Ufer, deutlicher jedoch, wenn man den Kopf halb ins Wasser tauchte. Legte man das Ohr an die Wand des eisernen Schiffes, so verstärkte sie sich; man hörte dann deutlich abgebrochene Töne, wie wenn man die Saiten einer Bassgeige bearbeitet. Zu Anfang der Flut hörte man einen, zwei, vier und endlich unzählige besondere Töne. Der Ton ist ziemlich

tief, stoßend, gleichartig. Auch im Tawa-Fluß, und zwar an einer Stelle, wohin kein Seewasser mehr dringt, vernahm Präger dieselbe Musik. Präger vermuthete zuerst, daß Fische diese Wassermusikanten seien, und seine Vermuthung wird von Autoritäten unterstützt. Jede andere Hypothese reicht nicht aus, und dann gibt es ziemlich viele Fische, welche Töne erzeugen. Welche Arten dies jedoch in den Flüssen Borneo's thun, darüber verlautet noch nichts.“

Wie das Krokodil der unheimliche Schrecken der Gewässer, so ist die Riesenschlange Boa Constrictor jener der Wälder. Allerdings sind die Erzählungen der Eingeborenen über sie vielfach übertrieben; immerhin aber bleibt die Wirklichkeit noch furchtbar genug. Spenser St. John berichtet, daß er selbst Boas von 19—26 Fuß Länge gesehen und erlegt habe. Es muß ein wahrhaft entsetzlicher Anblick sein, wenn ein solches Ungeheum sich in gewaltigen Ringen um sein armes Opfer windet, um in dieser schauerlichen Umarmung mit unwiderstehlicher Gewalt ihm die Knochen zu zerbrechen, und wenn es dann den geistertriefenden Rachen öffnet und die Arbeit des Hinabwürgens beginnt.

Von der Oberfläche des Landes steigen wir jetzt ins Erdinnere hinab, um uns die Schätze anzusehen, die Gottes allmächtige Hand dort verschwenderisch ausgestreut hat. Gold, Platin, Quecksilber, Kupfer, Zinn, Eisen, Antimonium, Nickel, Porzellanerde, Erdöl, Steinsalz, Schwefel, Steinkohle kommen in bedeutenden Mengen in den Gebirgen vor. Was aber Borneo vorzugsweise zu einer Schatzkammer macht, sind seine berühmten Diamanten. Nach einer poetischen Sage der Eingeborenen sind diese kostbaren Steine die Thränen einer unglücklichen Fürstin, Batu Intan genannt, welche dieselben, verlassen und verstoßen, in der Wildniß vergossen haben soll. Man findet die Diamanten meist mit Gold zusammen, in Lagern, welche der sogen. Diluvialzeit angehören und sich längs der Thalsohlen oder wasserstehenden Landgürtel hinziehen. Besonders reich ist das Gebiet von Banjer-Massing, die Flußthäler des Batu Api und Karang Itan. Die Gewinnung der Diamanten ist höchst einfach. Es werden kleine, 12 Fuß tiefe Schächte in die Erde getrieben und aus denselben das Wasser und der diamanthaltige Sand in Eimern herausgeschöpft. Sodann beginnt das Waschen und Sieben, bei welcher Beschäftigung die Arbeiter durch Aufseher und diese wieder durch Oberaufseher aufs genaueste beobachtet werden. Vor einigen Jahren fand man in den Minen von Banjer-Massing zwei Diamanten, den einen von 74, den anderen von 106 Karat. Jährlich wird aus den Hauptminen ein Reinertrag von mehr als 300 000 holländischen Gulden erzielt; doch könnte die Ausbeute leicht gesteigert werden.

3. Bewohner. Die äußerst geringe Zahl der Bewohner dieses weiten und so reich geeigneten Landes haben wir schon oben angegeben. Freilich ist dabei nicht zu vergessen, daß die innersten Theile der Insel noch längst nicht hinreichend erforscht sind, daß es also immerhin noch möglich ist, bei gründlicherer Durchforschung werde sich die Bevölkerungszahl höher stellen.

Die eigentlichen Eingeborenen sind die Dajaks oder, wie sie sich selbst nennen, die Olo-Ngadichu, zur malayischen Rasse gehörend. Sie zerfallen in drei Stämme: die Diabichu oder die Bewohner der Südküste von Borneo, zwischen der Mündung des Varito-Flusses und dem Gebirge von Kota-Baringin; die De-Danom, im Innern des Landes, und die Dajak-Pare an der Ostküste. Die Hautfarbe dieser zwar nicht großen,

aber wohlgebauten und muskulösen Inselbewohner ist ein gelbliches Kupferbraun; das Haar ist glänzend schwarz, ebenso die Augen. Das Eigenthümliche der Gesichtsbildung besteht in über-großen Nasenlöchern und stark hervortretenden Backennothen. Nicht selten kommen unter ihnen sogen. Albinos vor, d. h. solche mit weißer Hautfarbe und heller Augenfärbung. Die Kleidung der Männer ist höchst einfach: ein 4—5 m langes, mehrmals um die Hüften gewundenes Tuch; die Frauen tragen ein kurzes Kleid, und als Schmuck zahlreiche Arm- und Beinringe aus Edelmetall, Holz oder Eisenbein. Gegen die brennenden Sonnenstrahlen wie gegen den Regen schützt ein riesengroßer, buntbemalter Rotang-Hut. Stets führt der Dajak den Parang, d. h. ein kurzes, starkes Schwert bei sich; fürchtet er aber irgend welche Gefahr, so begleitet ihn auch noch eine mit Widerhaken versehene Lanze. Dieselbe ist so eingerichtet, daß sie ihm zu gleicher Zeit als Schußwaffe dient. Der Schaft ist nämlich hohl, und wie durch ein Blasrohr schleudert der Dajak mit großer Geschicklichkeit durch denselben seine mit Ipu vergifteten Pfeile auf den Feind. Die Häuser sind große Holzkasernen, in denen oft 30—40 Familien beisammen wohnen; mit Recht bezeichnet man also diese Wohnungen als Dörfer mit einem Dache. Wie alle malayischen Behausungen, so ruht auch die Dajaks-Hütte auf 6—9 Fuß hohen Pfählen; erst in dieser Höhe beginnt der Fußboden (vgl. Bild S. 204). Zwischen den Pfählen tummeln sich die Hausthiere, besonders Schweine, umher. Die Breite dieser „Kasernen“ ist durchschnittlich 30 Fuß; die Länge aber sehr verschieden, je nach der Zahl der sie bewohnenden Familien. Es gibt Dajakshäuser von 700 Fuß Länge. Um das Ganze läuft eine Galerie, so daß alle Einzelwohnungen verbunden sind; natürlich besitzt aber jede Familie ihre eigenen Räumlichkeiten, aus einem bis zwei Zimmern bestehend, mit einer gesonderten Herdstelle. Während im allgemeinen das Innere dieser Wohnungen durch die herrschende Sauberkeit einen angenehmen Eindruck macht, ist der Anblick der in denselben in langen Reihen aufgestellten Menschenschädel um so widerwärtiger. Doch hierüber gleich etwas Näheres. Jetzt noch einiges über Charakter und Lebensweise.

Weistens berichten die Reisenden von lobenswerthen Eigenschaften der Dajaks. Sie sind arbeitsam, ehrlich und dankbar für geleistete Dienste. Ihr Familienleben steht viel höher als das der übrigen Malayen. Vielweiberei ist unbekannt, und die Eltern lieben ihre Kinder aufrichtig und sorgen nach Kräften für dieselben; Ehescheidungen sind deshalb auch sehr selten. In religiöser Hinsicht lassen sich die Dajaks in zwei Gruppen theilen: solche, die den Mohammedanismus angenommen haben, und solche, die an ihrem ursprünglichen rohen und vielgestalteten Aberglauben festhalten. Er besteht in der lächerlichsten Verehrung einer wahren Unzahl von Geistern und Göttern. Aus diesen ragen einige Hauptgotttheiten hervor, so Tapa, der Stammvater und Beschützer der Menschen; Tenabi, der die Erde, aber nicht die Menschen gemacht; Yang, der die Religion gelehrt hat, und Xirong, dem Geburt und Tod unterstellt sind. Die Geister wohnen nach dem Glauben der Dajaks hauptsächlich in gewissen Bäumen. Diese genießen darum eine hohe Verehrung, und es verursacht den Dajaks stets den größten Kummer, wenn sie sehen, daß die Europäer jene heiligen Bäume ohne Bedenken fällen. Sie pflegen an den Ästen der Bäume Fesseln von ihrer Bekleidung aufzuhängen: das soll nämlich ihre Gesundheit schützen. Grob gearbeitete Götzenbilder in der Gestalt von Vögeln und Menschen fertigen sie zu dem Zwecke an,

daß die guten Geister darin Wohnung nehmen und sie gegen die bösen Geister sicherstellen. Zur Zeit der Krankheit lassen sie ihre Zauberer kommen, welche dann mit einem Talisman über den Körper des Kranken hinfahren, um die bösen Geister daraus zu vertreiben; diese sollen dann auch in der Form von Kieselsteinen, Holzsplittern, kleinen Lappen u. dgl. aus dem Körper weichen. Früher wenigstens herrschte bei ihnen auch die grausame Sitte, beim Beginne eines wichtigen Gebäudes unter die Spitze des ersten Pfahles, den sie einrammten, ein junges Mädchen zu legen und dasselbe so zu durchbohren. Bei Gebäuden von geringerer Wichtigkeit nahmen sie an Stelle des Mädchens ein Huhn. Aber auf jeden Fall mußte ein lebendes Wesen geopfert werden, wenn der Bau Anspruch auf Festigkeit haben sollte.

Hier noch eine kleine Illustration zu dem Gesagten, die wir dem hochw. P. Dunn vom St.-Josephs-Haus Mill Hill bei London verdanken. Er schreibt aus der Mission von Sarik in Nord-Borneo: „Ich forschte meinen Wirth, den Dajak-Häuptling Api Cibi, über seine religiösen Vorstellungen aus. Er erzählte mir von verschiedenen Hantoos oder Geistern, welche die Elemente gemacht hätten; ebenso von zahlreichen Vögeln guter oder schlechter Vorbedeutung; und diese alle seien Götter der Dajaks. Ueber ihre statliche Anzahl war er sehr stolz und bestand darauf, sie mir alle einzeln aufzuzählen. So begann er denn die Zählung mit Hilfe seiner Finger, und als er zum Gott Numero zehn gekommen war, langte er nach seinem Fuß und setzte an den Zehen seine Rechenübung fort. Ich war begierig, zu sehen, was er thun würde, wenn die Zahl zwanzig erreicht sei; doch er mußte sich meisterlich zu helfen. Ruhig ergriff er den Fuß seiner neben ihm sitzenden Frau, und numerirte die letzten Gotttheiten an deren Zehen. Bei diesem Anblick fiel mein chinesischer Dolmetsch vor Lachen auf den Rücken, während ich froh war, meine eigene Zwerchfellerschütterung unter einer tüchtigen Strafrede verbergen zu können, die ich dem Sohne des Reiches der Mitte hielt über sein unschickliches Benehmen.“

Weitere Einzelheiten über Thun und Treiben dieser Wilden werden wir später noch bringen gelegentlich der Berichte der Missionäre.

Aber wie verhält es sich denn mit den Menschenschädeln, die man in den Häusern findet? Ja, das ist eine ganz schreckliche Sitte, und alle anderen guten Eigenschaften der Dajaks werden durch diesen barbarischen Gebrauch und alles, was damit zusammenhängt, fast gänzlich zerstört. Der Dajak ist nämlich ein Kopfsjäger! Menschenköpfe zu erbeuten, ist fast der einzige Zweck, weshalb ganze Stämme sich bekriegen, weshalb einzelne Personen auf eigene Faust ausziehen und meistens in menschenlicher Weise dieses schreckliche Siegeszeichen als Schmuck für ihre Hütte sich zu verschaffen suchen. Es ist dies eine wahnsinnige Liebhaberei, der unmlündige Kinder und schwache Weiber zum Opfer fallen. Auch gilt diese Kopfsjagd als eine Art Gottesgericht. Wenn immer ein Streit ausbricht, so wird er entschieden durch die größere Anzahl Köpfe, die der eine der Streitenden zu erbeuten weiß. Wehe dann jedem, der einem solchen Kopfsjäger begegnet! Gewöhnlich sind es nur Köpfe von Feinden, auf welche Jagd gemacht wird; allein der von dieser Leidenschaft erfaßte Dajak dehnt das Wort „Feind“ in ganz unnatürlicher Weise aus. So erzählt Dr. Friedmann folgenden Fall (a. a. O. S. 108): „Der Häuptling der Dajaks von Dschambu erinnerte sich eines Tages, daß sein Urgroßvater von einem Häuptling der Rajans in der Landschaft Sintang

enthauptet worden sei. Er springt auf und begibt sich auf den Weg nach den Wohnplätzen dieses Stammes. Nach einigen Tagen kommt er zurück mit dem Kopfe eines vierjährigen Mädchens, das er abends, in das Haus des dortigen Häuptlings eindringend, spielend am Eingang fand.“ Die Erbeutung eines Kopfes wird durch ein großes Fest gefeiert. Oft werden dabei die Stirnhaut und das Herz der Erschlagenen gekocht und den Knaben zu essen gegeben, um sie muthig zu machen. Jeder, der einen Kopf mit nach Hause gebracht hat, darf vor seiner Wohnung eine Trophäe aufrichten und in seinem Kopfpuz eine Schwanzfeder des Vogels Anhang tragen; die Zahl der Federn gibt die Zahl der Erschlagenen an.

Lassen wir es hierbei bewenden, und berichten wir noch kurz

über die beiden anderen Bevölkerungselemente der Insel: die eigentlichen Malayen und die Chinesen. Erstere sind in vorhistorischer Zeit in Borneo eingewandert, haben die Dajaks nach und nach unterjocht und waren bis zur Ankunft der Europäer die Herren des Landes. Auch jetzt herrschen sie noch in weiten Gebieten. Trägheit, Unreinlichkeit, Spielsucht und Schwelgerei zeichnen diese dem Mohammedanismus anhangende Menschenrasse aus; vorzugsweise die Sultanate von Banjar-Massing, Pontianak, Sambas und Brunei sind Kloaken sittlicher Verkommenheit. Sonderbar ist es, daß diese entarteten Menschen ihre Oberhoheit über die Dajakstämme behaupten; vielleicht ist hierin die Macht einer vielhundertjährigen Gewohnheit erkennbar. Die wichtigste Bevölkerung bilden ohne Zweifel die Chinesen. Wie



Durch die Stromschnelle. (Ober-Canaba.)

überall, wo sie hindringen, verstanden sie es auch auf Borneo, den Handel in ihre Hände zu bringen und durch Wucher Malayen und Dajaks von sich abhängig zu machen. Vorzugsweise aus den chinesischen Provinzen Kanton und Hokian wandern sie ein, ehelichen allerdings wohl malayische oder dajakische Frauen, bilden aber eine streng gesonderte politische Gemeinde, die sich auch durch Waffengewalt ihre Selbständigkeit zu behaupten weiß. Für die Christianisirung der Dajaks dürften die Malayen und Chinesen ein nicht unbedeutendes Hinderniß bilden.

Das ist eine flüchtige Schilderung von Borneo und seinen

Bewohnern. In unseren nächsten Nummern werden wir die katholische Missionsthätigkeit auf der Rieseninsel schildern. Das apostolische Werk ist erst im Entstehen; frühere Jahrhunderte haben allerdings auch kleinere Versuche in dieser Richtung aufzuweisen, allein erst durch Uebertragung des weiten Gebietes an die Missionsgesellschaft vom hl. Joseph zu Mill Hill bei London, welche am 19. März 1881 stattfand, wurde der Anfang einer systematischen Missionirung der Insel gemacht. Gebe Gott den opfermuthigen Missionären seinen Segen!

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ausflug in das Gebiet der Hudsonsbai.

2. Vom Abbitibi-See zu den drei Fällen.

(Fortsetzung.)

„Am Abende des ruhigen Tages erquickte uns ein süßer Schlaf. Rings umgaben uns in dem dufenden Nadelwalde Himbeergesträuche, dichte Johannisbeer- und Stachelbeerhecken.

An dieser Stelle erweitert sich der Fluß, sein Bett wird feichter, hie und da heben die blanken Kiesel ihre glatten Flächen über den Spiegel empor; die Strudel mehren sich, wenngleich ihre Heftigkeit nicht sehr bedeutend ist. Der Strom scheint

ieberhaft aufgeregter; er bietet das Bild eines regellos umgebrochenen Feldes. In der Frühe des 27. machten sich unsere Leute daran, das Boot mit dem Gepäcke über den „langen Fall“ zu geleiten, während wir über das flache Ufer hin durch das Dickicht, wo noch kein Pfad gebahnt ist, unsern Weg fortsetzten. Hier beginnen erst die eigentlichen Schwierigkeiten der Reise. Endlich konnten wir uns wieder einschiffen, um über die nächsten Stromschnellen rasch wie ein Pfeil dahinzuschießen. Zwischen Felsblöcken hindurch, deren jeder unser Fahrzeug hätte zermalmen können, ging es in fieberhafter Eile. Fast schwindelten uns



Little Rocky. Stromschnelle im Abbitibi-Flusse. (Ober-Canada.)

die Sinne bei der wilden Fahrt. Vielleicht lachen Sie über unsern Mangel an Muth; wohl an, wenn Sie waghalsiger sind, dann begleiten Sie uns einmal auf diesem Wege bei der „Insel-schnelle“. Diese Stelle verdankt ihren Namen einem kleinen, reizenden Eilande, das wie ein Blumenkörbchen sich vor die wilden Fluten legt. Jeden Augenblick fürchtet man, das unsichtbare Band, welches die kleine Insel hält, müsse zerreißen, und der tobende Strom werde all die Naturschönheit erfassen, wie er unser Boot in diesem Augenblicke ergreift. Von allen Seiten drohen die schäumenden Wogen. Hoch aufspritzend schlagen sie an die Seiten des Rahmes. Kühn stürzt eine über Bord und schleubert ohne Rücksicht ihren Gisch dem hochw. Herrn ins Antlitz; eine zweite, noch hecker, badet Se. Gnaden vom Kopf bis zu den Füßen.

Mit einem Male treten die Ufer nahe zusammen; das Wasser staut sich und bildet einen mächtigen Wirbel, der alles in die Tiefe zieht. Das ist „der große Kessel“. Man muß geschickt sein, wie Okschin, um die Stelle ungefährdet zu passiren.

Oberhalb der Insel-schnelle fuhrn wir an der Mündung des „Kinnflusses“ vorüber, der hier dem Abbitibi seine weißlich-trüben Wasser zuführt. Seine beiden Arme, welche kurz vor dem Einflusse in den Hauptstrom ein kinnförmiges Stück Land umschließen, verhalten ihm zu seinem sonderbaren Namen. Gegen Mittag begrüßten wir zur Linken den Friedrichsfluß, der an Wasserreichthum dem Abbitibi wenig nachsteht. Vom Mattawagamang herkommend, burchströmt er, wie man sagt, ein reich mit Pinienwäldern bedecktes Land. Aufwärts führt er zu der schönen Blanche-Ebene, die nach manchen Forscherh sich trefflich

zu einer Kornkammer für die nördliche Abdachung Canada's eignen dürfte. Immerhin ist bei dem Zusammenflusse beider Ströme der Boden weitaus ergiebiger, als man es unter diesen Breitengraden vermuthen sollte; die Bäume erreichen eine stolze Höhe, das Blattwerk ist reich entwickelt, während die Bodengewächse in wahrhaft tropischer Kraft wuchern. Wäre ich ein Jäger dieses Landes, so würde ich meinen Sommerwigwam sicher hier aufschlagen. Sehen Sie auf jenem Hügel, wo die Bäume regellos gefällt sind, den langen, runden Holzarg? Auf vier niedrigen Stützen ragt ein bescheidenes Gerüst darüber empor. Es ist dies das Grabmal Atitimu's, oder des Eichhornes, wie er früher hieß. Jetzt ruht er seit fünf Jahren im Dickicht des Waldes. Er selbst blieb Heide, während seine Frau und seine Kinder unsere heilige Religion annahmen. Atitimu wollte nie zugeben, daß das Wasser der Wiedergeburt seine Stirne benege; denn ein Zauberer hatte ihm geweißt, er werde im nämlichen Augenblicke des Todes sein. Indes konnte der Betrüger nicht hindern, daß die fogen. galoppirende Schwindsucht des Eichhornes sich bemächtigte und dasselbe zu den Jagdgründen des Jenseits brachte. Bis ins kleinste ordnete Atitimu alles für sein Begräbniß an, ganz genau nach den alten Gewohnheiten seiner Vorfahren. In Birkenrinde eingehüllt wollte er im Schatten eines neuen Zeltes in die Erde gesenkt werden; rings um ihn sollte man auf vier Pfählen, sicher vor den Angriffen der Bären, sein Reise-, Jagd- und Fischgeräthe niederlegen. Zwei seiner Verwandten waren thöricht genug, sechs Tage lang sich abzumühen, die Erfindungen dieses krankhaften Gehirnes auszuführen. Atitimu, der im Leben oft bitteren Hunger gelitten, lag nach dem Tode inmitten des reichsten Ueberflusses. Drei Jahre lang trozte das Zelt den Stürmen; heute trägt der Wind die letzten Fetzen davon nach allen Richtungen hinaus. Das sind die Reste des Heibenthumes, die selbst unseren Leuten ein mittheilbares Lächeln entlocken; sie haben das Glück und die Wohlthaten eines Glaubens kennen gelernt, der sie ihre Hoffnungen auf höhere, ewige Ziele richten läßt.

Den Nachmittag über eilten wir schnell zwischen glatten Uferwänden dahin, der Abend erreichte uns bei den drei Fällen. Der letzte Theil unseres Weges war sehr schwierig gewesen. Bei den drei Fällen brachten wir die Nacht zu. Vor uns ändert der Fluß, soweit das Auge reicht, fortwährend seine Richtung. Ufer und Boden sind von irgend einem Naturereignisse zerklüftet. Granitblöcke liegen regellos zerstreut umher, manche steigen senkrecht vom Flußrande auf. Die Hügel erheben sich fast bis zu Bergeshöhe. Während bisher alles einen reizenden und lieblichen Charakter trug, bietet die Natur hier zum erstenmale den Anblick roher, ungebändigter Kraft."

3. Von den drei Fällen nach New-Post.

"Ich schreibe Ihnen heute von New-Post, einer verhältnißmäßig jungen Station; denn sie wurde erst vor 16—18 Jahren errichtet, während Moose schon seit 200 Jahren besteht. Die Wilden nennen den Ort Sagimewakaigon, 'Fort der Mücken', und ich kann aus Erfahrung bestätigen, daß der Name nicht zu viel sagt. Gestern Morgen um 10 Uhr verließen wir die drei Fälle. Zwischen hohen, wilden Ufern trug uns eine heftige Strömung dahin.

Die Nacht war kurz und das Bett hart gewesen, weshalb ich auf dem Boden unseres Fahrzeuges noch ein wenig Ruhe suchte. Plötzlich erwachte ich von einem heftigen Stoße; wir befanden uns mitten in dem gährenden Strudel der zweiten

'Inselfschnelle'. Hier will ich es versuchen, Ihnen ein Bild von dem zu geben, was es heißt, eine Stromschnelle zu passiren. Es geht voran in wildem, zügellosem Laufe zwischen gefährdrohenden Klippen hindurch. Mit der Schnelligkeit des Pfeiles fliegt das Fahrzeug über die schäumenden Wogen, es streift das Gestein, und in scharfgeschnittener Linie biegt es um den nächsten Felsen. Unwillkürlich erfassen beide Hände krampfhaft den Rand des Bootes; der Blick richtet sich auf den Abgrund, während auf den Lippen jedes Wort erstickt und das Herz vor Erregung unruhig pocht. Jetzt muß der Kahn an der Klippe zerschellen, kaum noch einige Meter ist es bis dahin, da theilt Okuschin mit dem Ruder die Woge, Schlag folgt auf Schlag; — ein kühner Sprung und wir gleiten auf den raschen Wellen der nächsten Schnelle zu.

In solchen Augenblicken erscheinen unsere Führer als ganz andere Menschen, sie haben ihr langsames Wesen und ihre Gleichgültigkeit verloren. Das Auge beherrscht alles, hoch tragen sie das Haupt, im Winde flattert das Haar, das Auge glänzt; so stehen sie fest auf ihrem Posten. Das Kommandowort ist knapp, alle Bewegungen kurz und lebhaft. Bald stehen sie aufgerichtet, bald vornübergebückt, bald sitzen sie, jetzt greift ihre Hand zum langen, dann wieder zum kurzen Ruder oder zu der Schiebstange. Einen Augenblick legen sie das Fahrzeug auf diese und bald darauf auf die andere Seite. Alle diese Bewegungen werden mit der größten Schnelle und mit militärischer Genauigkeit ausgeführt. Wenn aber erst die Gefahr überstanden ist und das Boot den Strudel weit hinter sich gelassen hat, dann muß man die Leute sehen, wie sie sich stolz in die Brust werfen. Die Rechte am Ruder, die Linke in die Seite gestemmt, schauen sie triumphirend umher; denn sie sind die Sieger. Dieses Mal konnte Okuschin wegen Unpäßlichkeit seinen Posten nicht versehen. Poadji, der zwar ein tüchtiger Ruderer, aber ein unerfahrener Steuermann ist, trat an seine Stelle.

Wie ein gehektes Wild flog unser Kahn über das erregte Wasser; allein zum Unglücke verstand es der Führer nicht, den Wellenkamm zu fassen und kühn zu durchschneiden. Im Nu hatte ein Wirbel die Spitze des Fahrzeuges ergriffen, und blitzschnell waren wir mitten in die rasende Stromschnelle zurückgeschleudert. Entsetzt schnellten unsere Leute in die Höhe. 'Gewendet!' schrie Okuschin, jedoch die Wucht des Elementes war bereits Meister geworden und warf uns wie einen Spielball in die wogenden Wellenthäler inmitten der wild aufschäumenden Wasserberge. Bleich und zitternd starrten alle mit weitgeöffneten Augen in die tobenden Strudel, kein Mensch sprach ein Wort. Der hochw. Herr hob mindestens zehnmal seine Hand zum Segen über die Wogen. Indessen arbeiteten die Ruder mit aller Kraft. Okuschin, der jede Unpäßlichkeit vergessen hatte, übernahm die Leitung. Endlich kamen wir hebend, matt, aber dennoch froh und getröstet unten bei der Schnelle an. Wir versuchten zu lächeln, allein das Lächeln erstarb auf unseren Lippen. Das war wiederum ein Fall, der uns das Wort der Heiligen Schrift: 'Seid bereit', ins Gedächtniß zurückrief. Ich meinerseits dachte freilich während der ganzen Gefahr nur daran, wie ich im Falle, daß wir umschlagen sollten, an das Canoe mich anklammern und die anderen ermuntern wollte, ein Gleiches zu thun.

Nicht lange nach dieser Katastrophe hieß es auf einmal: 'Halt, ein Brief am Ufer!' Wirklich baumelte an einem überhängenden Zweige ein kleines Paket; in demselben lag sorgfältig eingeschlossen der mit Kohle auf Birkenrinde geschriebene Brief.

Die Aufschrift lautete: „Andreas sein Brief.“ Der Inhalt des Schriftstückes selbst war folgender: „Ich schreibe Dir, Andreas. Es geht ihr nicht gut, Deiner Mutter; wir haben sie gepflegt, wir anderen. Siehe, meine Großmutter und ich sind auf dem Wege nach Polonokitelec. Wir anderen befinden uns wohl. Isha“ (Johann).

So überläßt man hier zu Lande seine Briefsendungen dem Zufall, der vielleicht einen gütigen Reisenden zu ihrer Beförderung in die Nähe bringt.

Von Zeit zu Zeit bemerkten wir am Ufer Baue von Bibern und frisch gefällte Stämme, welche diese Thiere mit ihren scharfen Schneidezähnen für ihre Deiche hergerichtet. Wir kamen durch einen der herrlichsten Jagdgründe Amerikas; das Klima ist hinreichend kalt, um den Pelzen eine reiche Fülle und weiche Glätte zu geben. Hier stehen die Wälder in üppiger Pracht, an Wasser fehlt es nie, und Nahrung gebehrt in Ueberfluß. Keine Art und kein Pflug haben bis jetzt die Ruhe der Pelzthiere gestört. Biber, Marbler und Mink haufen und vermehren sich in tiefem Frieden.

Ein mühevoller Tag stand uns bevor. — Auf einer Strecke von einigen zehn Meilen senkt sich der Boden um mehr als 200 Fuß; der Strom fließt wie auf Stufen hinab, wälzt sich von Terrasse zu Terrasse und führt in seinem rasenden Laufe tolle Sprünge aus. Siebenmal mußten wir unser Gepäck auf die Schultern laden und es auf mehr oder weniger langen Strecken mühsam schleppen. — Die kürzeste maß drei Morgen, die längste zwei Meilen; ihre Namen sind: der Lox-Stilk, der Little-Long, der wohl 15 Morgen deckt, der „Felsweg“, eine wahre Wildniß; der Name des vierten Tragweges ist mir unbekannt. Dann folgte die „Birke“, der „Delsprudel“ (dort sprudelt das Wasser hervor, als käme es tief aus dem Boden, und verbreitet sich über den Spiegel nach Art eines fettigen Deles). Die letzte Strecke heißt die „große Tragstelle“.

Diese letzte Tragstelle war eine der schwierigsten, nicht nur wegen ihrer Länge, sondern auch wegen der zahlreichen Zweige und des dichten Gestrüppes; der Weg wird seit sechs bis sieben Jahren von der Gesellschaft nicht mehr unterhalten. Ihre großen Barken besuchen diesen Ort nicht mehr; denn das Fort Abbitibi bezieht seine Lebensmittel nicht mehr aus Moose, da die Verbindung mit den großen Handelsplätzen Canada's auf dem Temiscaming weniger Beschwerden bietet, als die ehemalige mit Canoes durch die Hudsonsbai. Endlich gelangten wir fast athemlos, schweißtriefend, naß bis zu den Knien, unter der 50 bis 60 Pfund schweren Last ans Ende des Weges. Was soll ich erst von unseren Leuten sagen, die das Zwei- und Dreifache zu tragen hatten, oder gar von den vieren, denen man das Boot aufgeladen hatte? Sie sind davon bedeckt bis zum Gürtel, sehen kaum drei Schritte weit; das Boot bricht sich selbst Bahn; fast wie ein Elephant bringt es unaufhaltsam vorwärts, langsam aber sicher erobert es sich den Durchgang durch das Gestrüpp, biegt, bricht, knickt die hindernden Zweige. Man glaubt ein neues Ungeheuer zu erblicken: theils gelb, theils schwarz, halb Land-, halb Seethier, ohne Kopf, ohne Schweif, ohne Flügel, so drängt es sich auf acht Füßen durch das Dickicht.

Um zehn Uhr konnten wir unser Nachteffen nehmen. Der Abend war warm und regnerisch, die Luft mit allerlei geflügelten, summenden Insecten angefüllt. — Während der Vorbereitungen zum Mahle hatten sich einige, die Lust danach verspürten, in der Nähe der Stromschnellen gebadet; dort war

kein Gießbach, der sie fortreißen, kein Strudel, der sie versenken konnte, sondern ein eigentlicher langer und breiter Weiser, den die Natur selbst im Felsen ausgehauen und mit Wasser vom Flusse gespeist hat, nicht weniger bequem, als die Zinkwannen, wie man sie bei Herrn Von in Montreal in der Sanct-Laurentius-Gasse kauft. — Das war nicht das letzte Mal auf dieser Reise, daß wir unsere müden Glieder in frischem, reinem Wasser erquickten. — Dann schloß ein tiefer, kräftigender Schlaf unsere Augen.

Auf dieser Strecke ward im August des Jahres 1851 der Apostel der Hudsonsbai, Pater Laverloëre, vom Schlage getroffen; er fiel als braver Soldat. Starb er auch nicht, so war er doch gebrochen von den Strapazen des Feldzugs. Man mußte ihn in Decken gehüllt mit vieler Mühe nach Ottawa bringen, damals der nächsten Residenz. Der Weg betrug mehr denn 600 Meilen. Welch eine Qual muß das für den armen Kranken gewesen sein, da selbst ein starker und gesunder Mann auf solche Schwierigkeiten stößt und in diesem engen, bornenvollen Pfade ein Bild jenes Weges sieht, der zum Himmel führt! 1848 hatte sich Pater Laverloëre zum erstenmal nach Moose begeben; in den drei folgenden Jahren war er bis Albany vorgebrungen, wo er jene musterhafte Christengemeinde gründete, welche später zu so hoher Blüte gelangte. Der gute Pater erholte sich nie vollständig von seinen Leiden; die letzten Jahre seines verdienstvollen Lebens brachte er in Temiscaming zu, an den Grenzen der Länder, denen er das Evangelium verkündet und die er durch seine Segenswünsche, durch sein Gebet und seine Leiden im neuerhaltenen Glauben auch jetzt noch befestigt und bewahrt. — Während ich diese Zeilen schreibe, hält nur noch ein schwacher Lebensfaden seine Seele im erschöpften Leibe zurück; sie seufzt und glüht vor Verlangen, aus dieser Verbannung ins Vaterland zu eilen.

Fünf Meilen trennten uns noch von New-Post. Diesen Morgen, den 29., an Peter und Paul, brachen wir um 5 Uhr auf. — Um 1 Uhr gelangten wir bei der Biegung um einen Felsvorsprung in eine Lichtung, die zwischen Wald und Ufer acht Morgen des amphitheatralisch aufsteigenden Bodens einnimmt; hier erblickten wir ein fein verziertes Haus mit einer Galerie auf der Vorderseite, es liegt hinter einer Reihe hoher Schwarzpappeln und gewinnt so ein aristokratisches Aussehen; es ist jedoch nur ein echter canadischer Meierhof, die Wohnung des „bourgeois“. Rechts liegt das eigentliche Wohnhaus, links das Magazin, ein Bretterhaus, ein Garten, in dem die Kartoffeln und rothe Rüben sich eben über den Boden erheben, endlich ein bebauter Acker, wo der Hafer sechs Zoll hoch steht, die Erbsen drei Zoll, das Gras einen Fuß hoch. Ein wenig weiter bedecken einen Abhang im Hintergrund neun weiße Zelte nebst einer Scheune. Welche Freude ist es für uns, nach einer langen Reise durch wilde, unbebaute Gegenden ein Stück Cultur, einen Schein der Civilisation zu erblicken; alles ergötzt uns, selbst das langweilige Brüllen einer Kuh, die in ängstlicher Sehnsucht ihr Kalb zu suchen scheint.

Drei Gewehrschüsse, aus der Entfernung einer Meile abgefeuert, hatten uns angemeldet. Herr Mc. Cloud stand am Ufer, um uns willkommen zu heißen. Dieser siebzigjährige Greis hat früher die Welt bereist, dann sich an den Küsten Afrika's aufgehalten; jetzt besorgt er die Geschäfte der Gesellschaft und erzieht eine patriarchalische Familie in der Stille und Einsamkeit des Fort Maringuins. Man nahm uns gastlich, offen und ehrlich auf. Essen Sie gerne Hasenpfeffer? Einen so feinen

und saftigen, wie am Fische Mc. Clouds, glaube ich nie früher verkostet zu haben. Bei seiner erstaunlichen Vermehrung bildet der Fische eine sehr beliebte Landesspeise.

Das Fort wird von zehn Familien, sieben katholischen und drei protestantischen, besucht. Die Wilden sind hier so gut gestellt wie fast nirgendwo sonst die Landleute; dieselbe Bemerkung machten wir schon in Abbitibi. Von allen Eingeborenen können wohl füglich die Bewohner dieses Striches als die reichsten gelten; freilich herrscht auch hier Monate lang Hunger, allein wollte man das Uebel mit der Wurzel ausrotten, so müßte man den sorglosen Charakter der Kinder des Waldes vollständig umbilden. Solche Wandlungen vollziehen sich jedoch nur im Laufe der Jahrhunderte. Unterdeß leben die Leute glücklich, zufrieden, genügsam wie kaum ein zweites Volk der Erde.

Das Haus war als Kirche eingerichtet, der Fische diente als Altar. Die Gemeinde bestand aus einigen dreißig Katholiken des Ortes, unserer Reisegesellschaft nebst fünf bis sechs Protestanten. Ein Wilder, Namens Johann Baptist, welcher seit drei Tagen an einer heftigen Unterleibsentzündung litt, ließ sich trotz seiner Schmerzen hertragen, um zum letztenmale vor seinem Tode dem

heiligen Opfer beizuwohnen. Wegen allzuheftigen Brechens konnten wir dem Manne leider die heilige Wegzehrung nicht reichen; er hatte jedoch das Glück, aus den Händen des Bischofs die Sacramente der Firmung und der letzten Delung zu erhalten. Glückselig, an einem Tage durch seinen obersten

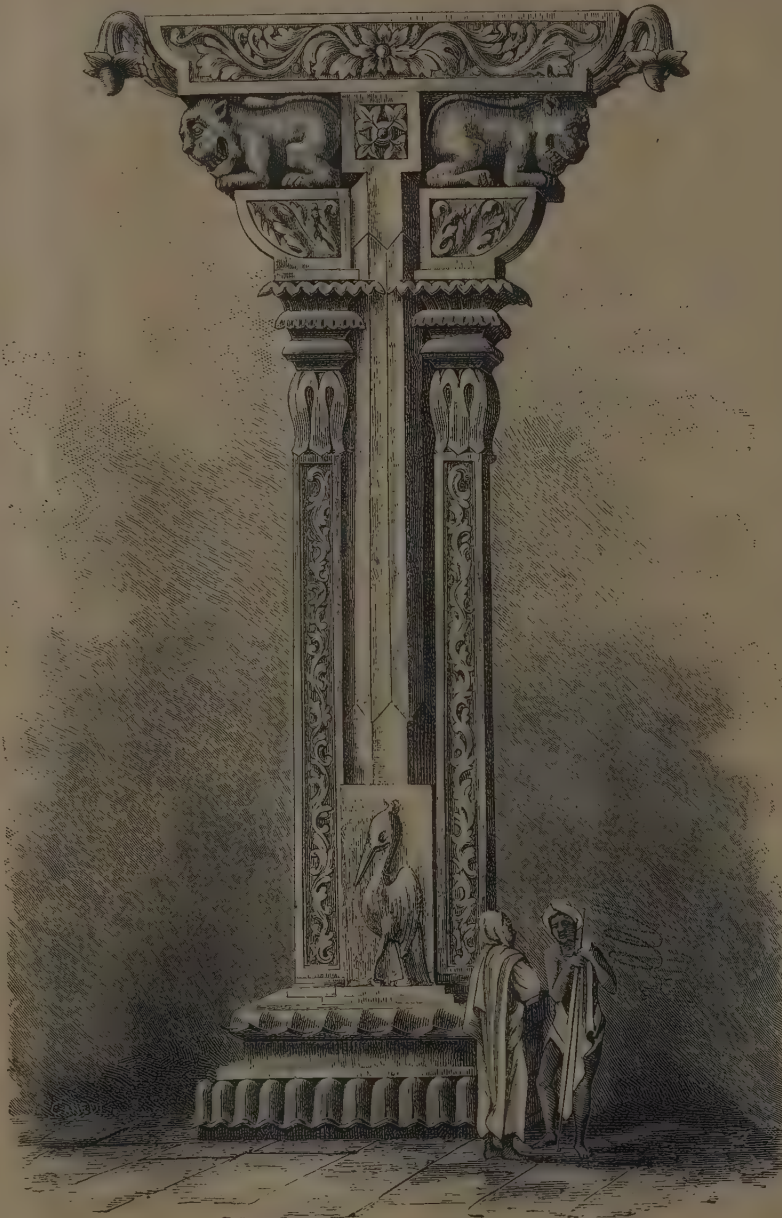
Hirten zweier so ausgezeichneten Gnaden theilhaftig geworden zu sein, wollte er gerne in die Ewigkeit hinübergehen. Ein Pater kündigte den Leuten an, daß die Mission nach unserer Rückkehr von der Hudsonsbai gegen Ende Juli zu New-Post abgehalten werde, und lud alle Anwesenden ein, sich um diese Zeit dort einzufinden. Für den Augenblick mußten wir nach

Albany, um nicht durch Verzögerung die Frucht der dortigen Mission zu schmälern. Da manche des Englischen mächtig waren, richtete der hochwürdigste Herr nach dem Gottesdienste in dieser Sprache einige Worte an sie.

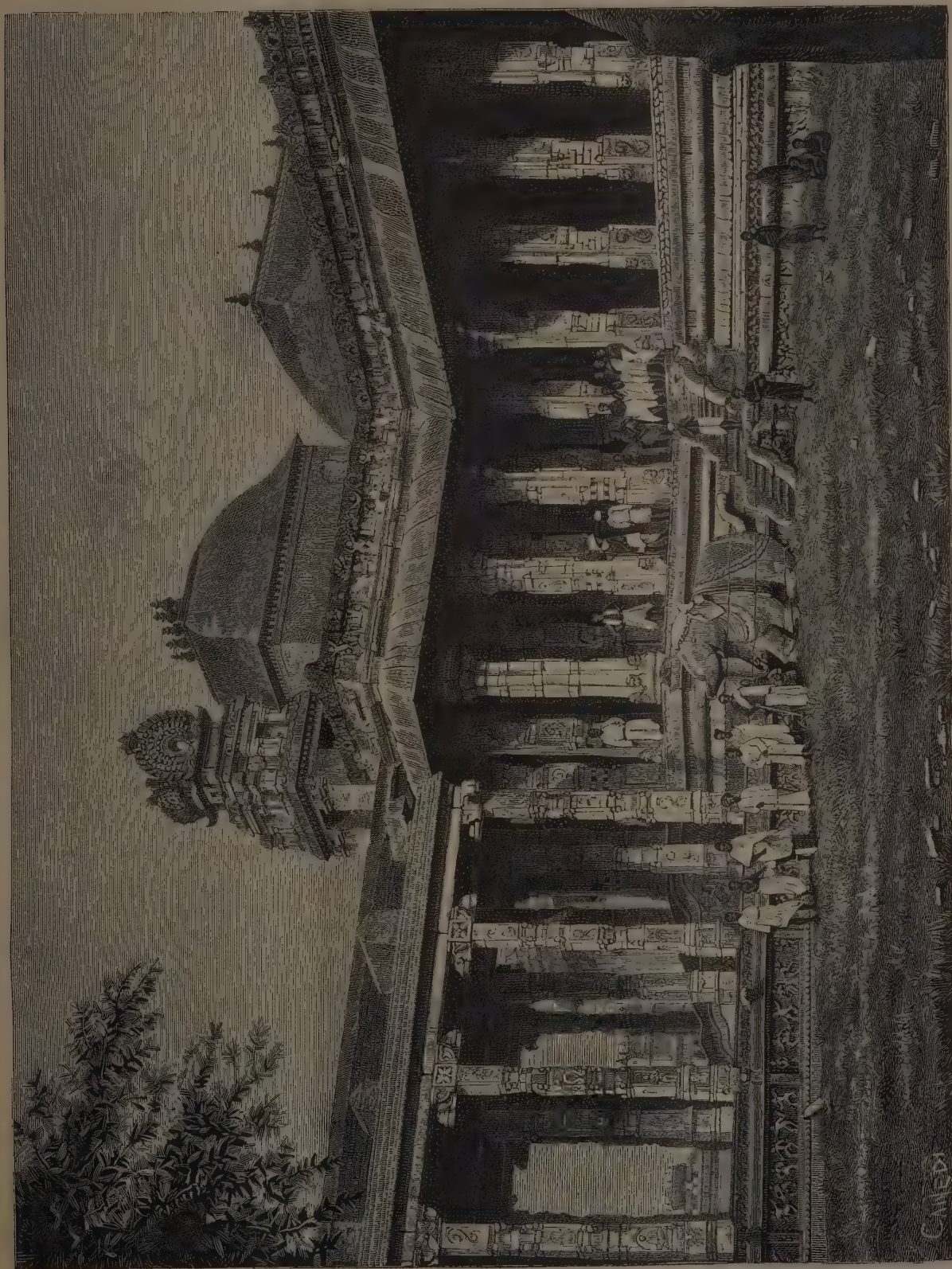
„Auf unserer Fahrt hierher,“ sagte er unter anderem, „über die schönen Seen, die malerischen Flüsse herunter, inmitten der üppigen Wälder, fiel mir manches Mal bei Betrachtung der Herrlichkeit das Wort des Psalmisten ein: Wie groß, Herr, sind deine Werke! Indessen ist aus seiner Schöpferhand ein schöneres Werk, sein Meisterwerk, der Mensch, hervorgegangen.“

Er hat ihn mit Verstand und Empfindung begabt, auf daß er ihn erkenne und liebe. Soll der Mensch sich dafür nicht dankbar erzeigen? Der Vogel des einsamen Waldes preist vom ersten Frührothe an seinen Schöpfer, die Blume verbreitet vor seinem Ange-

sichte ihren Duft, und die schäumenden Fälle verkünden mit Donnerstimme die Macht Gottes. Um wie viel mehr müssen also vernunftbegabte Wesen seine Macht und die Gaben seiner Güte dankend anerkennen! Ihr besitzet hier kein sichtbares Gotteshaus, in dem ihr auf den Knien den Allerböchsten an-



Dreitheilige Stütze indischer Hallen.



Halle der tausend Säulen.

beten könntet; aber ist eure Seele nicht auch ein Tempel des Heiligen Geistes nach den Worten des Apostels? Da wohnt der Herr wie in einem geheiligten Tabernakel. Ja, diese weite Welt wird euch, wenn ihr anders in Gottes Gegenwart zu wandeln versteht, zum Tempel werden, wo ihr im Geiste und in der Wahrheit anbeten könnt. Freilich, um Gott also über-

all zu finden, muß man die Sünde und die nächste Gelegenheit meiden, muß man häufig beten."

Gespannt lauschten die Leute den Worten ihres Oberhirten, der ihnen die beiden großen Pflichten: Flucht vor der Sünde und Uebung des Gebetes, noch des weitern auseinandersetzte." (Fortsetzung folgt.)

Indische Baudenkmäler.

3. Grabhügel.

Neben den alten Steindenkmälern steigen in Europa zu weilen hohe Grabhügel (tumuli) gleich kleinen, runden Hügeln aus der Ebene empor. Wie die Aegypter die aufgerichteten Steinblöcke zu Obeliskten umbildeten, so gaben sie den Grabhügeln die Gestalt einer Pyramide. Das reiche Leben, welches die wechselvollen Landschaften Indiens mit den verschiedensten Arten von Bäumen und Thieren erfüllt, ließ sich nicht mit den starren Linien einer Pyramide vereinen. Der Grabhügel erhielt zwar einen quadratischen Unterbau, wölbte sich dann aber in Form einer Halbkugel, einer Ellipse oder einer Kugel, um sich in weichen Linien vom leuchtenden Horizont abzuheben. König Asoka, welcher das Land mit „Tugendssäulen“ erfüllte, soll nach der Sage auch nicht weniger als 84 000 solcher Grabhügel errichtet und in jeden derselben etwas von den Ueberresten des von ihm so hochgehaltenen Buddha verborgen haben. Mag auch die Sage die Zahl dieser Bauten übertrieben haben, jedenfalls hat er deren viele errichtet. Sie heißen Dagop, d. i. Körperverbergende, im Sanskrit Stupa, d. i. Hügel oder Thurm; das Volk nennt sie in seinem Dialekt abgekürzt Tope. Kleine Dagops findet man im Innern vieler alter Felsentempel, wo sie den Mittelpunkt der Anlage bilden. Ihre Spitze ist meist abgeplattet, um einen in Stein gebildeten Schirm zu tragen, welcher an das Laubdach jenes Feigenbaumes erinnern soll, unter dem Buddha seine neue Lehre aussann.

Den großartigsten Dagop besitzt Santschi in Centralindien. Er steht auf einem quadratischen Unterbau von $4\frac{1}{4}$ m Höhe und von 37 m, also fast achtmal so großer, Breite und Länge. Auf einer stattlichen Doppeltreppe steigt man dann hinan zu einer sich über dem Unterbau erhebenden, an 16 m hohen Halbkugel, welche an die ägyptischen Pyramiden erinnert, weil sie gleich diesen aus Ziegeln aufgemauert und an der Oberfläche mit Platten aus weißem Sandstein bekleidet ist.

Was der Kern des Baues enthält, ist unbekannt. Indessen hat man ähnliche Dagops an anderen Orten untersuchen können und in ihrer Mitte eine Reihe übereinander stehender, kleiner viereckiger Kammern entdeckt, welche allerlei Erinnerungszeichen, Münzen, Ringe und Büchsen mit Resten von menschlichen oder thierischen Leichen enthielten. Da die Pyramiden des Nillandes ähnliche Kammern bergen, ist die Ähnlichkeit auch in dieser Hinsicht unverkennbar.

Der tiefsinnige Zug, welcher den Indier selbst bei den wildesten Ausdehnungen der Phantasie nicht verläßt, hat auch auf die Wahl der Form der Dagops Einfluß geübt. Die Buddhisten sagen, die abgerundete Form derselben erinnere an die Blasen, welche im kochenden Wasser eilends aufsteigen und ebenso rasch verschwinden. Wie eine Seifenblase platzt und die Luft, womit sie gefüllt war, sich mit der sie umgebenden ver-

mengt, so trete der Mensch ins Leben ein, um aufzugehen und wieder herabzusinken ins Weltall. Die in aufsteigender Reihe angeordneten Kammern des Innern und ihre Kostbarkeiten werden als Bilder der Lebensstufen der aufwärts strebenden Seele erklärt, die auch ihrerseits verschwindet, wie die aufsteigende Welle zurücksinkt in den Schooß des Meeres. Selbst der hochverehrte Buddha glich also nur einer etwas mehr schillernden Seifenblase, einer etwas höher aufsteigenden Welle, deren Kreise weitere Ufer erreichen, um dort im Sande zu verschwinden. Welch trostlose Lehre! Für einen Theil der Asche ihres Buddha, der seit mehr als zwei Jahrtausenden schon herabgesunken ist in den Abgrund des Nichts, werden solche Denkmäler errichtet. Seinen Jüngern konnte er nicht Besseres versprechen, als daß sie geläutert von allen Schlägen des Sinnlichen herabsteigen sollen in den dunkeln, bodenlosen Abgrund des Nirvana, um dort zu zergehen und zu zerfließen.

Wie ganz anders tönt die Stimme des alttestamentlichen Dulders, der, in ein Meer von Schmerz und Elend versenkt, seinen Blick auf die ferne Zukunft wandte und ausrief:

„Ich weiß, daß mein Erlöser lebt und ich am jüngsten Tage wieder auferstehen und ihn schauen werde.“ Die christliche Religion bestätigt seinen Spruch und zeigt im Kreuze den Grund seiner Hoffnung. Sie weist hinauf zum Himmel. Darum enden ihre Denkmäler nicht in einer zur Erde zurückkehrenden gebogenen Linie, welche die Form jener Dagops bestimmt, sondern in Thurmpyramiden, die hinaufweisen zu einem Reiche, in dem Gott über den Sternen thront und seine Treuen im ewigen Leben erfreut.

4. Felsentempel.

Buddha, zu dessen Ehre König Asoka jene von uns bereits beschriebenen Tugendssäulen und Dagops errichtete, lehrte seine auserwählten Schüler, in der Einsamkeit zu leben, um desto leichter nach vollkommener Ruhe und Leidenschaftslosigkeit zu streben. Sie bildeten dort klosterartige Gemeinden und hielten sich theils in rasch vergänglichen Holzhütten, theils in Felsenhöhlen auf. Die alten Höhlen sind nicht nur bis heute erhalten, sondern auch immer größer und weiter geworden. Einzelne Berge sollen bis an 12 000 Zellen enthalten, die einstens ebenso viele Jünger Buddha's beherbergten. Jetzt stehen sie meist leer; hie und da ist noch eine oder die andere von Anhängern der Dschaina-Secte bewohnt, in einigen hat sich die arme Landbevölkerung ein elendes Obdach bereitet. Der Besuch der abgelegenen, seit Jahrhunderten verlassenen Felsenhöhlen ist gefährlich, weil Schlangen und Tiger in ihnen haufen und das durchsickernde Wasser die Felsen an vielen Stellen gelöst hat. Es bedarf oft nur einer geringen Erschütterung, und sie fallen, und der neugierige Eindringling wird von ihnen erdrückt.

An die für einzelne Bewohner bestimmten Zellen schließen sich größere Räume, welche den Einsiedlern zu gemeinschaftlichen Religionsübungen dienten, oder Tempel, die auch Auswärtigen geöffnet waren. Letztere sind große verzierte Höhlen, liegen im Innern des Gebirges und haben höchstens einen reich ausgeführten Eingang. Andere sind aus freistehenden Felsmassen ausgemeißelt. Die Arbeiter haben bei ihnen alle Außenwände des Felsens so behauen und zu Pfeilern, Säulen, Gesimsen und Dächern gegliedert, daß ihr Werk einer aus Hausteinen aufgemauerten Pagode gleicht. Es ist aber kein Bau, sondern ein einziger, mit der Erde fest und innig verwachsener Stein, dem nur das trügerische Gewand eines Bauwerkes geliehen ward. Sein Inneres ist wieder ausgehöhlt und enthält ein Götzengbild oder einen Dagob. Die erste Art kann füglich Grottentempel, die andere Felsentempel im engeren Sinne des Wortes genannt werden. Auch der Brahmanismus, der später wieder erstarbte, hat viele solcher Tempel errichtet.

Die größeren Anlagen, in denen viele Einsiedlerzellen, Versammlungsräume, Felsentempel und Grottentempel zu einem Ganzen vereint sind, ziehen sich oft stundenweit in die Gebirge hin und um sie herum. Viele liegen am Meere, z. B. auf den Inseln Salsette und Elephanta bei Bombay oder auf Ceylon bei der Stadt Galle; andere, z. B. Mahabalipur, die Felsenstadt der sieben Pagoden, findet man am felsigen Meeresufer bei Madras (vgl. Bild S. 205); noch andere sind im Gebirge anzutreffen, z. B. die nicht sehr weit von Bombay entfernten großartigen Anlagen von Ellora und Karli. Zuweilen sind schon die Felsenwände vor den Grotten von Bildwerken übersät, welche das endlose Pantheon der indischen Mythologie darstellen. Da mischen sich Götter und Göttinnen mit hochverehrten Helden und Weisen, mit Elephanten, Löwen, Affen und phantastischen Ungeheuern. Der Weg führt den Pilger über Treppen oder durch tiefe, versteckt liegende Schluchten. Plötzlich steht er vor einem künstlichen Gebirgsthale. Der Blick begegnet steil aufsteigenden Felsen. In der Mitte der Ausbuchtung erhebt sich ein Felsentempel auf oder neben überlebensgroßen steinernen Elephanten (vgl. Bild S. 205). Die feinen polirten Ornamente der Tempelwände erinnern an die kunstreichen Arbeiten der morgenländischen Goldschmiede und stellen sich in auffallenden Gegensatz zur Härte des Stoffes, aus denen sie gebildet sind, und zur Wildheit der Felsen, die an allen Seiten emporsteigen und sich in hohe, bis zu den Wolken reichende Gebirge verlieren (vgl. Bild S. 216). Der Kunstfleiß des Menschen scheint in einen Wettstreit mit der Natur getreten zu sein. Sie bietet die Härte des Felsens, er überwindet dieselbe; sie zeigt die Schönheit ihrer Gebirge, er weist hin auf die Pracht seiner Bauart. Aber wie klein bleibt er selbst in seinen großartigsten Anlagen, an deren Herstellung Tausende fleißiger Hände Jahrhunderte in unverbrochenem Eifer sich überboten! Die Fassaden und Thoröffnungen unten am Fuße der Felsen verschwinden in der Gebirgswelt. Sie erinnern nur zu sehr an Höhlen, welche wilden Thieren und auf der niedrigsten Kulturstufe zurückgebliebenen Menschen als Zufluchtsstätte dienen. Die Verzierungen erscheinen kleinlich, spielend und mehr phantastisch denn schön.

Das Innere der älteren Grottentempel ruht auf schweren, mächtigen Säulen, die der Zeit des Königs Asoka nicht fernstehen können. Je jünger die Grottentempel werden, desto leichter steigen ihre Säulen auf und desto üppiger wuchert die phantastische Verzierung um die grotesken Sculpturbilder, womit die Wände geziert sind. Bei der flach oder in Bogenlinien

ausgehauenen Decke tritt die Erinnerung an die ältere Holzarchitektur in frühen Grottenanlagen noch oft hervor, sie wird aber immer mehr verwischt und verliert sich zuletzt gänzlich.

Die ältesten Felsentempel Indiens werden schwerlich früher als zwei bis drei Jahrhunderte vor Christi Geburt entstanden sein, erreichen also bei weitem nicht das Alter der Denkmäler Aegyptens. Die meisten sind erst zwischen dem vierten und sechzehnten Jahrhundert nach Christus hergestellt. Wie deutlich bezeugen sie den lichtscheuen Charakter der heidnischen Religion! Gewiß, auch Christen haben ihre Todten in Katakomben begraben, haben in Zeiten der Verfolgung in unterirdischen Kapellen ihren Gottesdienst gefeiert und Krypten für die Ueberreste der Heiligen erbaut. Aber überall, wo sie nicht durch besondere Umstände in solche dunkle Orte hineingebracht wurden, haben sie das helle Tageslicht gesucht. Je höher ihre Kunst emporblühte, desto heller und lichter wurde es in den Kirchen. Die Heiden Indiens aber suchten die Finsterniß ohne Noth, weil sie dieselbe liebten.

Weiterhin beweist eine Religionsgesellschaft, welche ihre Tempel und Wohnungen bergestalt in die Erde hineingräbt oder aus fest mit der Erde verwachsenen Felsen herausmeißelt, daß sie am Irdischen klebt. Der hl. Benedikt baute seinen Ordensgenossen Zellen und Kirchen hoch oben auf dem Gipfel der Berge. Der hl. Bernard liebte es, seine Klöster in Thälern zu errichten, aber doch nicht in einsamen Felsenklüften, sondern da, wo reine Quellen und fruchtbarer Waldboden der Arbeit Frucht und Gedeihen versprach.

Drittens endlich sind Indiens Felsentempel gleich den Bauwerken Aegyptens Werke, welche durch ein Volk von Sklaven in Noth und hartem Frohndienst hergestellt sind, während in echt christlichen Bauwerken nicht nur Streben nach hellem Licht und freier Luft, sondern auch nach bewußter Selbstthätigkeit hervorleuchtet. Indiens Felsentempel zeugen also laut für die geistlose Leere seiner Religion und für die freie Lebenskraft, welche das Christenthum den Gläubigen verleiht.

5. Kleinere Freibauten.

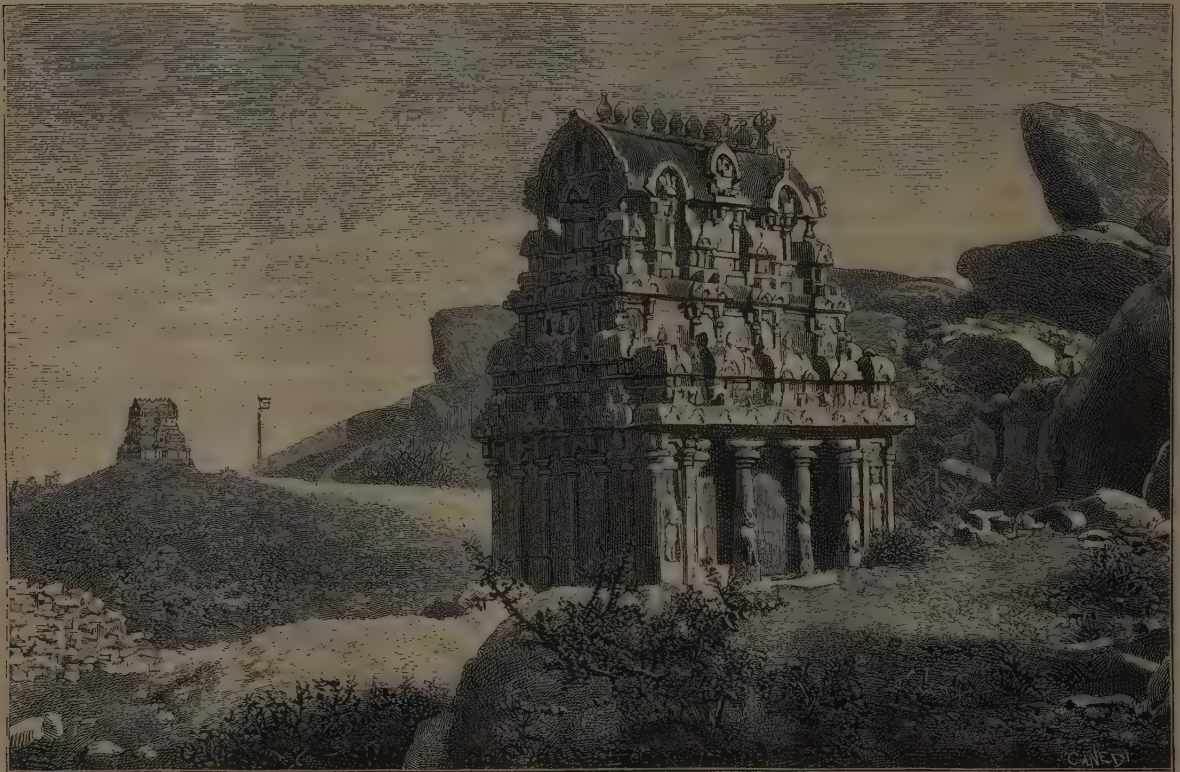
Durchgängig sind die Felsentempel Indiens älter als die in Städten und Hainen errichteten Bauten. Die einfachsten freistehenden, in Hausteinen aufgeführten Tempel bestehen, wie unser Bild S. 221 zeigt, aus zwei gleichen Theilen, aus einer Kammer und einer auf vier Stützen, zwei Wandpfeilern und zwei freien Säulen, ruhenden Vorhalle. Ihre Säulen haben nur oben, in der Mitte und unten den ursprünglich quadratischen Grundriß bewahrt und sind in den zwischenliegenden Theilen so abgekantet, daß der Querschnitt dort achteckig wird.

Die Decke der Halle und des innern Raumes endet in einem ausgebogenen Gesimse, das den Regen ableitet, und ist aus flachen Platten gebildet. Später wurden die Säulen reicher entwickelt, die quadratischen Stücke in dem untern, mittlern und obern Theile erhielten Verzierungen, die Zwischenstücke wurden sechzehneckig und mit Ringen versehen (vgl. Bild S. 212). Die weitere Ausbildung ließ das Mittelstück wegschallen und kam so zur vielkantigen Säule. Diese Säule hatte nun aber durch die Abkantung an Stoff, also auch an Tragkraft verloren. Wollten die indischen Baumeister eine größere Halle errichten, dann mußten sie ein Mittel ausfinden, wodurch sie ihre Säulen verstärkten. Sie fanden es in einem

Pfeiler, den sie neben die Säule stellten und mit ihr verbanden. Unser Bild S. 220 zeigt einen auf solchen Säulenpfeilern ruhenden Bau, der dem Lande der Märchen alle Ehre macht und in der liebenswürdigsten Art den Unterschied zwischen einer von der leichten Phantasie ausgedachten lustigen Halle und einem von den reichbelaubten, stämmigen Baumriesen gebildeten Laubbache zeigt.

Untersucht man die einzelnen Theile der dargestellten Halle näher, so läßt sich nicht läugnen, daß ihre Säulenpfeiler sich an den Ecken gut ausnehmen. In der Mitte wirken sie unharmonisch, weil zwischen der leichtern Säule und dem schweren Pfeiler das Gleichgewicht fehlt. Um dies herzustellen, wurde ein drittes Glied hinzugenommen. So erhielten die Baumeister eine breitheilige Stütze (Bild S. 212), welche fest

und ruhig emporsprang und die Decke zu tragen bereit war. Die beiden Löwen, welche sich oben unter den Deckenbalken niederkauern, erinnern lebhaft an die persischen Thiergebilde, welche in den Palastruinen von Persopolis in ähnlicher Weise angebracht sind. Dort war die Decke aus Holz gebildet. Auch die Zeichnung unserer indischen breitheiligen Stützen scheint stark von der ältern Holzarchitektur des Landes beeinflusst. Drei aufgehende Steinmassen, die so nebeneinander stehen, wie hier Säule und Pfeiler vereint sind, zu verbinden und ihnen die Aufgabe zuzuweisen, gleichmäßig den obern Balken zu tragen, ist sehr bedenklich, weil sie nur zu leicht auseinander fallen. Nur die ständige Gewohnheit, derartig zusammengeleimte oder aneinander genagelte Holzkämme als Stützen zu verwenden, konnte dazu führen, solche Form auch im spröden Stein zu bilden, zwang



Indischer Felsentempel.

die Baumeister dann aber, die scheinbar breitheilige Stütze aus einem einzigen gewaltigen Steinblock auszumauern, führte sie

also in einen Widerspruch zwischen der Form und der Ausführung. (Schluß folgt.)

Nachrichten aus den Missionen.

China.

Apost. Vikariat Nord-Schantong. Mgr. Benjamin Geremia, aus dem Franziskanerorden, der seit 1885 das apost. Vikariat Nord-Schantong leitet, hat seinem Ordensgeneral einen Visitationsbericht seines Sprengels gesendet, aus dem wir die folgenden Zeilen entnehmen:

„Die Stadt Tai-ngan ist in China hochberühmt durch ihre Pagoden. Zahlreich und stattlich erheben sie sich auf der Höhe des Berges, der die Stadt beherrscht. Es war gerade die Zeit der jährlichen Wallfahrten. Lange Züge von Männern und Weibern waren unterwegs nach diesen buddhistischen Heiligtümern. Viele warfen sich bei jedem Schritt auf den Boden und verneigten sich gegen den Berg hin; das thaten sie um

irgend eines Gelübdes willen. Manche unternehmen derartige Wallfahrten für ihre kranken Eltern, und mitunter gehen sie in ihrem verblendeten Eifer so weit, daß sie sogar geloben, sich von der Höhe des Berges herabzustürzen, nachdem sie den Götzen besucht haben. Auch findet man längs des Weges nicht selten vermodernde Leichname dieser heidnischen Pilger. Der Anblick dieser Verirrung und dieses traurigen Götzendienstes erfüllte mein Herz mit Bitterkeit und meine Augen mit Thränen. „Daß sie doch den wahren Gott erkennen und in seinem Dienste einen ähnlichen Eifer haben möchten!“ rief ich unwillkürlich aus. „Welche Freude für Himmel und Erde wäre das!“

Im ganzen besuchte ich 25 Christengemeinden, spendete aber nur in 10 das Sacrament der Firmung, indem die Christen der umliegenden Gemeinden sich in diesen zum Empfange desselben versammelten. So habe ich etwa 400 gesirmt und ihnen die heilige Communion gereicht. Unter den 25 Gemeinden sind 13 ganz neuen Datums. In der Mitte dieser eifrigen Neubekehrten war ich überglücklich, namentlich da ich die Begierde sah, mit welcher sie das Wort Gottes anhören, und die Ehrfurcht, welche sie den Priestern Jesu Christi erzeigen.“

Tongking.

Wir theilen hier zunächst einen Brief des Oberhirten von Nord-Tongking mit und schließen daran einige Nachrichten über das weitere Missionsgebiet des vielgeprüften Landes.

Msr. Colomer, Apostol. Vikar von Nord-Tongking, schreibt: „Es mag wohl in der ganzen katholischen Welt kaum eine Mission geben, auf der schwerere Prüfungen lasten, die in größerem Mangel an Hilfsarbeitern und an Hilfsmitteln darbt. Schon seit Jahren entrollen französische Blätter immer und immer wieder neue Bilder von dem Elende, dessen harte Wirklichkeit uns umgibt. Innerhalb des Vikariats, dessen Bischof ich bin, liegt die neue Hauptstadt von Bac-Ninh. Wir stehen unter dem nachbarlich nahen Schutz der französischen Behörden, in Tongking findet sich überhaupt kein besser gesicherter Platz. Und dennoch ist es ein Vulkan, auf dem wir wohnen. Scheint auch zeitweise tiefer Friede zu herrschen und scheint auch dessen Bestand verbürgt, so weiß doch alle Welt, daß das Feuer unter der Asche fortglimmt, welches von einem Tage zum andern verzehrende Lohe zu entfachen vermag. Gelingt es nicht, den unaussrottlichen Haß gegen Frankreich zu bleibender Ohnmacht zu verurtheilen, so können mit einemmale alle Unternehmungen und Kämpfe vergeblich gewesen sein, ebenso die Opfer an Menschenleben, an Geld und an Gut, welche in die Fundamente der französischen Herrschaft versenkt werden mußten.“

Unsere beiden Christengemeinden zu Yen-Diem und Nui-Thien sind im vergangenen Monat von Seeräubern verwüstet, die Kirchen niedergebrannt, die Häuser ausgeplündert worden. In der Nacht vom 26. auf den 27. Januar weckte uns unerwarteter Waffenruf. Man kommt zu uns gelaufen und meldet das Schreckliche: „Seeräuber im Anzug.“ Der Kommandant der französischen Truppen konnte von dem nahen Fort, das er besetzt hält, eben noch einige Soldaten zu Hilfe schicken. Da die Räuber ihren Plan verrathen und sich selbst einer bewaffneten Macht gegenüber sahen, suchten sie das Weite. Trotzdem also der ständige Aufenthaltsort der französischen Behörden so nahe ist, sind wir doch vom Feinde stets bedroht und oft genug auf Selbsthilfe angewiesen, mit Waffen versehen, und entschlossen, nöthigenfalls davon Gebrauch zu machen. Wollte

ich genau darlegen, wie das so kam und warum dem so ist, müßte ich einen Band statt eines Briefes schreiben. Doch kann ich die Ergebnisse jahrelanger Erfahrungen in zwei Worte zusammenfassen, indem ich zwei Gründe dieser Nothlage angebe. Einmal kann nur Furcht die Eingeborenen sicher und fest im Zügel halten, wir sind aber nicht gefürchtet. Zweitens ist es eben auch hier nicht wahrhaft christliche Civilisation, was die alte Culturwelt hierhin bringt, sondern es sind die Güter für Genuß, Aufwand und Wohlleben. Die Lehre des Evangeliums Christi wird nur zu oft durch das Beispiel des Lebenswandels von Christen verläugnet.

Sehr bezeichnend für unsere Lage ist auch der Brief, den ich an H. Paul Bert wenige Tage vor seinem Tode zu richten genöthigt war. Die beiden spanischen Apostol. Vikare haben ihn mitunterzeichnet. Sein Wortlaut ist folgender: „Bei meinem letzten Besuche mußte ich schon Ew. Excellenz von den schlimmen Ereignissen Mittheilung machen, welche uns hier getroffen; eben dieselben sind der Gegenstand des beiliegenden officiellen Berichtes. Es handelt sich um die unglücklichen Tongkinesen, Frauen jeden Alters, Mädchen aus allen Klassen, welche, von Seeräubern entführt, als vielbegehrte Waare auf chinesischen Märkten feilgeboten wurden. So Schmerzlich, ja so Schändliches geschah hierbei, daß sich wohl die Aufmerksamkeit der drei Vertreter Frankreichs darauf richten muß, und ich vorab auf Ihr Interesse, Excellenz, rechnen zu dürfen hoffe. Jammervolle Trennungen haben Tausende christlicher Familien zerrissen und zerstört. Von all dem Schanden, den der Raubzug an Hab und Gut angerichtet, ganz zu geschweigen: gibt es denn eine traurigere Aufgabe, als diese, müßiger Zuschauer bei solch schändlichem Schauspiel sein, solche Verhöhnung der Naturgesetze geschehen lassen zu müssen? Gatte und Gattin, Bruder und Schwester, Eltern und Kinder, was Gott zueinander gefügt hat, wagen die Unmenschen voneinander zu reißen! Ganze Schaaren von Frauen und Kindern (mit 15 000 meine ich die Zahl der Opfer nicht zu hoch zu veranschlagen) sahen wir nicht anders denn als Viehheerden behandelt, dahingetrieben, fortgeschleppt! Mögen auch die meisten noch Heiden sein, trotzdem will ich selbst, als Bischof, Ew. Excellenz im Namen der Menschlichkeit an diese Greuel erinnern. Im übrigen sind die schwergetroffenen, meistgeprüften Provinzen jene, welche an der Grenze des chinesischen Reiches und in meinem Vikariate liegen. In den Monaten December und Januar habe ich bei Gelegenheit einer bischöflichen Reise diese Gegenden besucht, am Schreckensort selbst sogar von den wenigen armen Leuten, welche man in einsamem Elend zurückließ, den Bericht vernommen. Wie diesen Nothständen abzuhelpen sei, beriet ich unverzüglich mit meinen Collegen, den Dominikanerbischöfen und Apostol. Vikaren von Ost- und Central-Tongking, Msr. Onate und Msr. Ferrés. Es mußten die Wege gefunden, die Mittel beschafft werden, um den Gefangenen die Freiheit, den Verwaisten ihre Lieben wiederzugeben. Zu diesem Zwecke schrieben wir an General Wernet, den Vertreter Frankreichs, und an den Großmandarin King-Lube. Von ersterem kam mir der Bescheid zu, daß der französische Gesandte in China schon in Kenntniß gesetzt und um Hilfe gebeten sei; ich hoffe, daß diesen Schritt guter Erfolg begleitet. Dann reiste ich nach Hong-kong und schrieb an die drei Missionsbischöfe von Kanton, Kuang-si und Yun-nan. Die Prälaten erfreuten mich binnen kurzem mit der Antwort, daß ihre Missionäre schon eifrig für uns thätig seien, daß allenthalben die französischen Consuln und chinesischen Mandarin

wirksame Unterstützung zugesagt hätten. „Erlauf der Gefangenen“, ist das Lösungswort einer weitgehenden Bewegung opferfroher Nächstenliebe, und überall begegnet man der Hoffnung, daß sie an der Höhe der geforderten Summen nicht scheitern werde. Vornehmlich baut man aber auch auf die Großmuth und Freigebigkeit der französischen Regierung. Keine bessere Gelegenheit, allüberall Sympathien zu gewinnen, findet sich je, und nie möchte das Landvolk es vergessen können, wenn ihm jetzt Trost und Hilfe würde.“

So schrieb ich an Paul Bert. Wenn doch die Vorsehung es also leitete, daß sein Nachfolger meiner Sache sich annimmt!

Zum Schluß noch ein paar statistische Daten. Neben dem Bischof gehören 6 Priester dem Dominikanerorden an, darunter 4 Spanier und 2 Tongkinesen, 18 tongkinesische Welpriester stehen ihnen zur Seite, 18 Seminaristen und etwa 30 Studenten bereiten sich auf den Empfang der letzten oder der ersten Weihen vor. Dazu kommen 50 Katechisten und mehr als 100 Knaben und Jünglinge, die in entfernterer Vorbereitung zum Eintritt in den geistlichen Stand sich befinden, fast alle als Mitglieder des dritten Ordens des hl. Dominikus. Auch zwei Dominikanerinnenklöster mit etwa 50 Schwestern beherbergt mein Vikariat. Bei etwas reichlicheren Mitteln würde ich unverzüglich ein drittes bauen: so zahlreich sind die Berufe, und häufig erlebe ich den Kummer, armen Mädchen die Aufnahme ins Haus Gottes deshalb versagen zu müssen, weil unsere zwei Klöster ganz besetzt sind. Mit Sorge und tiefem Leid sehe ich sie in das Welttreiben zurückkehren, das überall zügellos, hier gefesselt, überall reich an Gefahren ist, hier aber nichts bietet, als solche. In meinem Vikariat kommt auf eine Gesamtbevölkerung von mehr als drei Millionen Einwohner eine Gesamtzahl von 25 000 Christen in 137 Gemeinden, wovon 64 eine Kirche oder Kapelle besitzen. Im letzten Jahre taufte wir 175 Erwachsene und 1200 Kinder, überdies die Katechisten 10 000 Kinder in Lebensgefahr, von denen nur etwa 50 den folgenschweren Gang durchs Erdenleben antraten, während die übrigen in raschem Fluge dem Himmel zuflüchten.“

Diesem Ueberblick über den Stand des apostol. Vikariats Nord-Tongking fügen wir einen ähnlichen aus Ost-Tongking hinzu. Der hochwürdigste Herr Ferrès schreibt unter anderem: „Hier, in Ost-Tongking, bleibt alles beim alten. Kein Monat kommt und geht ohne Raubzug, Feuersbrunst, Plünderung — Schrecken ohne Ende. Im November Nord der Commissionsmitglieder für die Grenzregulirung, zwei Gemeinden zerstört, eine Kirche niedergebrannt. Im Januar fiel eine Gemeinde und eine Kirche der unersättlichen Wuth annamitischer Rebellen zum Opfer; der Aschermittwoch äscherte uns zwei Kirchen ein.“

Im Gebiet des apostol. Vikariates Ost-Tongking wohnen etwa 3 Millionen, darunter 36 000 Christen. Das Jahr 1885 brachte 259 Bekehrungen erwachsener Heiden, 2000 Kinder christlicher Eltern wurden getauft, 15 000 Heidenkinder in Todesgefahr.

Die Zahl der Arbeiter ist gering. 24 Welpriester, alle Eingeborene und ehemalige Seminaristen von hier, arbeiten in bester Eintracht mit 7 Ordensleuten, die, wie der Bischof, Dominikaner sind. 50 Seminaristen, darunter 7, die bereits Weihen empfangen haben, 50 Katechisten, drei Waisenhäuser, 18 Schulen, ein Frauenkloster, das ist alles, worüber in Ost-Tongking die Kirche Christi verfügt.“

In Central-Tongking arbeiten mit Mgr. Onate 12 Dominikanerpatres, 8 wie der hochw. Herr selbst Spanier, 4 Annamiten; außerdem 40 Welpriester und 175 Katechisten. 15 Seminaristen sind der nur zu spärliche Nachwuchs. Dazu kommen freilich mehr als 100 junge Leute, die Latein und Religionslehre studiren, um später zum Theil ins Seminar Aufnahme zu finden. Und wie viele Hilfsbedürftige gibt es, denen das Kreuz gepredigt werden soll, zu denen Christus zu kommen begehrt, daß er ihnen Heilung, Kraft und Seligkeit sei, wenn Glaube, Hoffnung und Liebe ihn aufnimmt! Mehr als vier Millionen ist die Einwohnerzahl dieses Vikariates, 150 000 Christen leben in 600 Gemeinden; die meisten haben ein bescheidenes Gotteshaus. Im letzten Jahre wurden 800 Erwachsene getauft, die Katechisten retteten 55 000 sterbende Kinder für den Himmel, von denen bloß 161 am Leben blieben. 400 Ordensschwestern besorgen in 19 Niederlassungen die Erziehung von Waisenkindern, wie auch derjenigen, welche der Verein der heiligen Kindheit erlauft hat, um ihnen die Früchte der Erlösung zuzuwenden.

Ostindien.

Erzdiocese Bombay. Brief des hochw. P. J. Willy S. J. an den hochw. P. Provinzial der deutschen Ordensprovinz.

„Bombay, 27. Juni 1887.“

Ich schulde Ihnen einen Bericht über die Visitationsreise, welche ich in dem Missionsdistrikt von Dharwar gemacht habe. Da ich letztes Jahr mich nicht so weit von Bombay entfernen konnte (von Bombay bis Dharwar sind es ungefähr 500 engl. Meilen), so benützte ich heuer die heiße Zeit, Mai und Juni, um diese interessante Mission zu besuchen, die ich in meinem bald dreißigjährigen Missionsleben in Indien noch nie gesehen hatte. Nachts um 1/2 12 Uhr langte ich in Dharwar an und wurde auf dem Bahnhofe vom guten P. Gutmacher bewillkommen. P. Frenken, der andere Missionär, war gerade auf einer Station, wo er einigen 20 Convertiten die Taufe gespendet hatte. Er kehrte nach zwei Tagen zurück. Ich wollte mit eigenen Augen den Zustand dieser Landmission sehen, wovon man mir so vieles erzählt hatte. Mein Plan war gleich gefaßt. Am Vorabend vor Christi Himmelfahrt ging's nach Hubli, der Eisenbahnstation des Southern Mharatta Railway. Eine Kapelle war zwar da, die ein Irländer, Mr. Noonan, erbaute, als er im Jahre 1874 als Agent einer Gesellschaft in Hubli thätig war. Aber seitdem die Eisenbahn die Verkehrspunkte alle verrückt hatte, stand die Kapelle einsam, verwaist, so zu sagen trauernd über die Kinder, die sie verlassen und jetzt an vier Meilen weiter, hart an der Station, ihre Wohnsitze aufgeschlagen hatten. Bei den periodischen Besuchen des Missionärs wurde sie zwar ein und das andere Mal als Versammlungsort der Katholiken benutzt und trotz der Entfernung eifrig von denselben besucht. Gewöhnlich jedoch wird das heilige Opfer im Bungalow (Residenz) des Collectors gefeiert. Dieser ist der höchste Regierungsbeamte des Bezirks. Er hatte auch jetzt das Gebäude bereitwillig zur Disposition des P. Frenken gestellt. Da sich in Hubli noch keine Wohnung für den Priester findet, so setzt sich der Vater mit seinen sieben Sachen für die Nacht in diesem Gebäude fest. Sein Katechist macht sich im Hofe drei Steine zurecht, auf die ein Kessel kommt. Unter freiem Himmel wird der Thee oder etwas Reis gekocht. Sind Weichtkinder da, so werden sie gehört, und dann legt sich der Vater für die Nacht in seine Decke eingewickelt auf den Boden hin; in seiner Nähe

ruht der Katechist, während das Feuer fortbrennt, um die Raubthiere fernzuhalten. Die Müdigkeit bringt Schlaf, aus dem ihn schon lange vor Tagesanbruch der Hahn und der Bulbul, die indische Nachtigall, aufweckt. Bald stellen sich Beichtende ein. Der Tragaltar (leider hat die Mission nur einen solchen) wird auf einem Tische aufgestellt, die heilige Messe wird gelesen, nach derselben werden die Kinder zur Taufe gebracht, die Kranken werden besucht, auch solche, die es mit ihrem Seelenheile nicht so genau nehmen. Nach dem Unterrichte der Kleinen sprechen wir bei eifrigen Familien vor. Solche Besuche schlagen diese guten Leute sehr hoch an; eine Familie nicht besuchen heißt sie strafen, und die Wirkung ist ziemlich sicher. So wird dann der Tag verbracht. Kann der Missionär mehrere Tage sich an demselben Orte aufhalten, so wird natürlich der Unterricht der Kinder besser besorgt, und etwaige Aergernisse werden beseitigt, die sich in diesem Gemische von Rassen und Nationalitäten leicht einschleichen.

Unser Besuch hatte noch einen andern Zweck. Ich wollte sehen, wie und wo ein Grundstück zu erstehen wäre, das sich für eine Kapelle, ein Wohn- und Schulhaus eignete und das bequem gelegen wäre für die Angestellten an der Eisenbahn und für solche, die den Baumwollenbetrieb besorgen. Die Angelegenheit wurde denselben Abend noch in Ordnung gebracht. Es that mir wirklich leid, daß wir am nächsten Morgen früh um 4 Uhr nach Gedag ausbrechen mußten und so Christi Himmelfahrt nicht hier feiern konnten. Die Ankunft des Missionärs in Gedag war schon früher für das Fest angesagt worden, und wir haben, wie gesagt, keinen zweiten Tragaltar. Die Eisenbahn brachte uns am Feste selbst um 9 Uhr dorthin, wo wir im travellers bungalow (Regierungsgebäude, eigens für Reisende bestimmt) unsere zwei Messen lasen. Die Katholiken des Ortes hatten sich ziemlich zahlreich dabei eingefunden, obwohl die Eisenbahn zwei Stunden sich verspätet hatte. Gedag ist eine bedeutende Eisenbahnstation und zählt etwa 110 Katholiken, Europäer, East Indians (Nachkommen der Europäer aus Mischehen), Goanesen, Madrassis; nahe bei dem Orte besteht eine kleine Katholikengemeinde von etwa 30 Convertiten, die ihren Lebensunterhalt durch Weben gewinnen. Ich zweifle nicht, daß diese Gemeinde, ganz aus Eingeborenen bestehend, sich bald vermehren werde. Die Baseler Gesellschaft hat große Besitzungen im Dorfe; aber die Schäfflein sind mit diesen Hirtin nicht zufrieden, und es hat den Anschein, daß die 30 Convertiten, welche sich von ihnen losgesagt haben, einfach nur der Anfang sind. Einer von diesen Bekehrten hat einen Theil seines Hauses zu einer kleinen Kapelle bestimmt. Ich besuchte die Leute und die Kapelle; diese aber ist so elend und klein und von Heidenwohnungen umgeben, daß man an etwas Anständigeres denken mußte. Wir haben uns daher einen hübschen offenen Platz erkoren, wo wir ein Kirchlein, ein Schulhaus und eine Missionswohnung zu bauen gedenken. Die Kapelle würde ganz bequem zu liegen kommen zwischen diesem Dörfchen und der Eisenbahnstation, bloß etwa 10 Minuten von beiden entfernt. Wann aber das alles zu Stande kommen wird, das hängt natürlich vom Bischof von Poona ab. Ob aber der hochwürdigste Herr die Mittel dazu besitzt, möchte ich wohl bezweifeln. Das Bisthum von Poona hat keine Einkünfte mit Ausnahme der Ersparnisse einiger Militärkapläne. Und doch wäre es absolut nothwendig, diese Kapellen in Angriff zu nehmen, wenn man wirklich planmäßig zur Bekehrung der Heiden voranzugehen will.

Die Nacht des Festes brachten wir in einem Eisenbahncoups zu, da wir früh Morgens nach Gulebgud abfahren mußten. In Retgeri stiegen wir aus, und ein Leiterwagen brachte uns 8 Meilen landeinwärts nach Gulebgud. Man war uns von dieser Landstadt bis zur Eisenbahn entgegengelommen, um uns abzuholen. Bei unserer Ankunft in der Kapelle, welche noch vom sel. P. Serasset herrührt, wurden wir bald von den Katholiken umringt; die Heiden hielten sich ringsum in ehrerbietiger Entfernung. Ihr Gruß des Willkommens besteht darin, daß sie sich auf den Boden werfen, unsern Fuß umklammern, unsere Schuhe küssen und um den priesterlichen Segen bitten. Zu meiner Beschämung muß ich bekennen, daß ich mit den Leuten sehr wenig verkehren konnte. Englisch wußten nur zwei der Frauen, und im Hindostani waren weder ich noch die Leute zu Hause. Desto flinker aber ging die Zunge aller in der kanarischen Sprache, die P. Frenken ganz fließend spricht und in der er mit größerer Leichtigkeit predigt, wie er mir sagt, als auf Englisch oder Hindostani, wiewohl er auch in diesen Sprachen zu predigen hat. Das Mharatti versteht er auch, kann auch darin Beicht hören; es ist ihm aber aus Mangel an Uebung nicht so geläufig. Das war also eine Freude, die Swamis zu sehen und zu begrüßen. Wir machten uns dann daran, die Kinder zu catechisiren. Leider mußten sie ihre Gebete nicht so genau, wie P. Frenken erwartet hatte. Der Katechet war seit einigen Wochen krank gewesen. Man glaubt nicht, wie leicht Kinder Sachen vergessen, wenn sie nicht stets in Uebung erhalten werden. Was aber hier Gebete genannt wird, sind nicht bloß Gebete, es ist der ganze kleinere Katechismus vom Anfang bis zu Ende: das Glaubensbekenntniß, die Gebote, die Sacramente, das sind ihnen Gebete. Ein Mädchen aus der Schächerkaste erbot sich, ihren ganzen Katechismus herzusagen. So verging der Freitag und der Samstag. Während der Messe werden die Messgebete laut vom Katechisten vorgelesen. Das Volk spricht ihm nach. Sie meinen, sie hätten die Gebete gesungen. Es ist etwas Melodie darin, aber es ist schwer, von der Musik gerührt zu werden, wenn jedermann in seiner eigenen Tonart und in seinem eigenen Tempo singt. Die Zahl der Katholiken in Gulebgud mag sich auf etwa 74 belaufen. Es sind beinahe alle Weber von Profession, die von ihrer Hände Arbeit leben. Mit Ausnahme einiger Convertiten aus dem Heidenthum sind diese Leute meistens Convertiten vom Baseler Protestantismus.

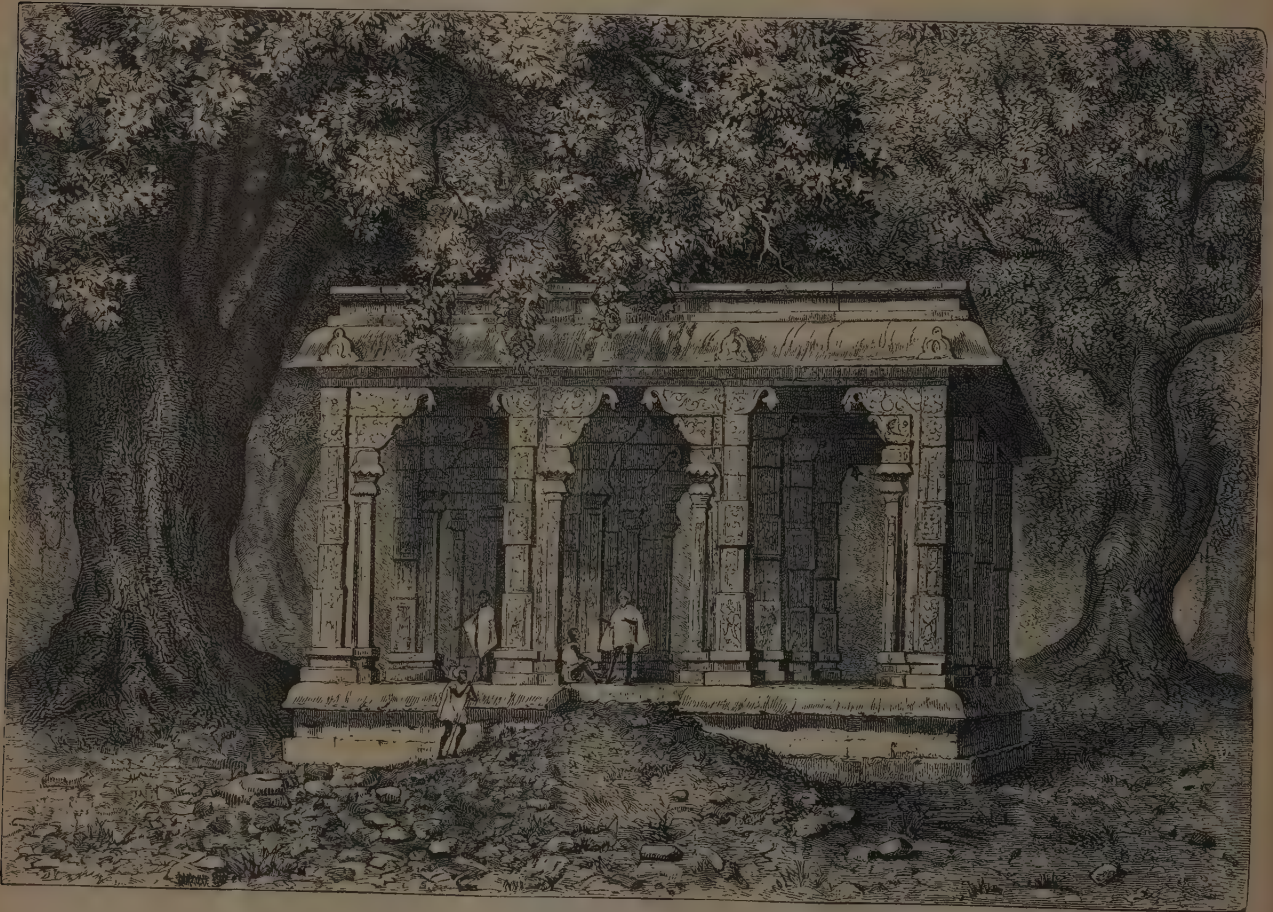
Während der Sonntagsmesse war die kleine Kapelle gefüllt, da man auch von den nächsten Dörfern herbeigekommen war. Ein Convertit aus dem Heidenthume, der 27 Meilen weit entfernt wohnte, mußte selbst die Nacht hindurch reisen, um beim heiligen Opfer zugegen sein zu können. Eine Abtheilung der Schächerkaste wollte gerade weiterziehen, als sie hörte, der Swamy werde am Sonntag da sein. Ihr Entschluß war gefaßt: 'Wir verschieben unsere Abreise auf Montag, damit wir beichten und communiciren können.' Das hieß allerdings bei ihnen zwei Tage Lohn opfern, um für ihre Seelen zu sorgen.

Ich bemerkte oben, daß zwei der jungen Frauen in der Familie des Nathaniel englisch sprachen. Es ist interessant, zu vernehmen, wie das kam, da diese Landleute Hunderte von Meilen in der Umgebung nur kanarisch sprechen. Nathaniel hat mehrere Söhne; da er aber nichts von Ehen mit Heiden, weit weniger noch mit protestantischen Mädchen wissen wollte, und zudem Ehen mit Verwandten als den Ruin einer Familie verabscheut, so brachte er es durch die Verwendung des seligen

P. Gerassiet dahin, daß seine zwei Söhne an goanische Mädchen von Velgaum vermählt wurden. Für seine zwei anderen Söhne, die allmählich groß geworden, erhielt er zwei Bräute vom Waisenhaus in Bandora. Das alles wurde schriftlich abgemacht. Der alte Vater machte sich nun mit seinen zwei Söhnen, den Geschenken in Gold und Silber und Kleidern für die Bräute auf den langen, langen Weg nach Bandora. Dort wurde die Ehe geschlossen (im Hindostani, dessen beide Theile mächtig waren), und nun kehrten die glücklichen Paare nach Gulebgud zurück. Diese jungen Frauen lesen und schreiben correct englisch, und wiewohl ihnen diese Sprache dort, wo sie leben müssen, nicht viel nützt, es sei denn als Dolmetscher, wenn

der Missionär der Landessprache nicht mächtig wäre, so scheint mir doch der Plan in religiöser Beziehung ein ganz vortrefflicher. Die vier Frauen, aufgewachsen unter Christen und durchbrungen von katholischen Grundsätzen, die so wichtig sind fürs Familienleben und die religiöse Erziehung der Kinder, werden viel beitragen zur Befestigung des Glaubens in dieser Familie, deren Einfluß auf die übrigen Convertiten durchschlagend ist.

Nach einer kurzen Ermunterung an die versammelten Christen, worin ich sie besonders zur Uebung eines gut katholischen praktischen Familienlebens aufforderte, unter anderem zum gemeinschaftlichen Abendgebet, zum Morgengebet, und die Eltern zum religiösen Unterrichte der Kinder, vertheilte ich an die



Indische Halle.

meisten schöne Bilder, die gute Freunde mir aus Deutschland und der Schweiz geschickt hatten. Sie hätten die Freude sehen sollen auf diesen Gesichtern und in diesen blühenden Augen, wenn einer mit einem solchen bedacht wurde. Sie küßten es, berührten damit beide Augen und konnten sich an den schönen Sachen nicht satt sehen. Ich erklärte natürlich die Sinnbilder, die auf dem Bilde waren, und benutzte sie zur praktischen Anwendung. Dem Nathaniel, den ich den Rajah der katholischen Gemeinde von Gulebgud nannte, wurde eines der schönen Delbilder geschenkt, die ich der Güte des P. Geron verdanke.

Nun ging's rasch auf die Heimreise. Alt und jung begleitete uns zum Leiterwagen. Aber sieh da, als wir auf den Wagen kletterten, erschien eine Musikbande mit kreisenden Instrumenten, mit Trommel und Symbal; diese Gesellschaft mit ihren herzerreißenden Tönen ging den langen Weg bis zum Stadthore unserem Wagen voraus. Die ganze Gemeinde folgte uns als Geleite; Glück und Freude und Anhänglichkeit und Vertraulichkeit mit den Swamys strahlten aus den Augen. Mütter und Schwestern schienen übergücklich zu sein, wenn wir ihnen erlaubten, ihr Kindchen oder Schwesterlein in unserem königlichen Salon für einige Minuten sich niedersetzen zu lassen.

Am Stadthore war der letzte Abschied. Welche Ehrfurcht für den Priester in diesen einfachen Seelen, welche Dankbarkeit und Opferwilligkeit für das Geringste, was man ihnen thut! Wie glücklich fühlt sich der Missionär in dem Glück dieser Kinder! wie glücklich, wenn er bedenkt, daß doch einige aus diesen Tausenden von Heiden, ja aus Millionen, die sie umgeben, Gottes wahre Kinder sind!

Wir fuhren zur Station zurück, und von da langten wir in Dharwar gegen $\frac{1}{2}$ 12 Uhr an."

Centralafrika.

Aus Wien erhalten wir von befreundeter Seite folgende

Mittheilungen über die Prüfungen und Hoffnungen der Mission vom Sudan: „Die letzten vierzehn Tage hatten wir den lieben und ehrenben Besuch des Mgr. Sogaro, Bischofs von Trapezopolis und Apostolischen Vikars von Central-Afrika. Er weilte in Wien theils in Geschäften seiner Mission, theils um für seine sehr zerrüttete Gesundheit Hilfe zu suchen. Denn leider ist der lebenswürdige Prälat sehr angegriffen und würde wohl kaum mehr unter den Lebenden sein, wenn er nicht noch gerade zur rechten Zeit Afrika verlassen hätte. Niemand wird sich darüber wundern. Nur wenige Missionen haben solche Schläge erlitten, wie diese Mission in Central-Afrika, die von Anfang an schon so unerseßliche Opfer gekostet hat, in den letzten



Einfacher indischer Tempel.

Jahren. Die traurigen Ereignisse im Sudan, der Fall von Khartum, der Untergang Gordons sind in aller Andenken. Die Mission leidet infolge davon Unsägliches. Was am meisten auf das Herz des vielgeprüften Bischofs drückt, ist das traurige Schicksal der Missionäre und Schwestern, die in die Hände des Mahdi gefallen sind. Seit sechs Jahren schmachten sie in der schrecklichen Gefangenschaft der Fanatiker. Was hat der bekümmerte Prälat nicht schon für ihre Befreiung gethan, welche Summen darauf verwendet! Und alles vergebens. Jüngst erhielt er einen Brief, den die Oberin der gefangenen Schwestern an ihn gesandt hatte. Er war auf einen Felsen Leinwand ge-

schrieben. Ein Araber hatte ihn befördert. Es hatte aber zwei Jahre gebraucht, bis er in die Hände des Bischofs kam, von Schweiß durch und durch getränkt; die Oberin bittet um Hilfe und Verwendung für die Befreiung Aller. Anders als durch Geld werde das freilich nicht gelingen. Sie hatte augenscheinlich keine Ahnung davon, wie viele Schritte zu ihrer Befreiung bereits geschehen waren. Kurze Zeit darnach empfing Mgr. Sogaro eine neue Hiobspost. Einem der Gefangenen, dem Bruder Loccatelli, war es nach fünfjähriger Gefangenschaft gelungen, zu entkommen. Der mutthige, edle Mann benutzte aber die Freiheit nur dazu, um die Befreiung der übrigen Gefangenen

zu versuchen. Mit großen Kosten rüstete man eine Expedition aus, um Locatelli unter dem Vorwande von Handelsgeschäften in die Nähe der Gefangenen zu bringen. Er erfuhr aber alsbald, daß seine Flucht das Loos der übrigen nur verschlimmert habe und daß Versuche von seiner Seite ihr Schicksal noch um vieles härter machen würden. So mußte er unverrichteter Dinge umkehren. Wenn nicht irgend eine einflußreiche Fürsprache den Armen zu Hilfe kommt, ist wenig Aussicht, daß sie je aus ihrer harten Gefangenschaft erlöst werden.

Mit dieser schweren Last auf dem Herzen ist Msgr. Sogaro von hier nach Karlsbad abgereist, um dort, wenn nicht Heilung, so doch Erleichterung für seine Leiden zu suchen. In seiner Begleitung befinden sich zwei seiner Missionäre: ein Steiermärker, der ebenfalls sehr leidend, H. Diehl, und ein Negerpriester, Daniel Sorur Pharim Den, den Msgr. Comboni, der große Vorgänger Msgr. Sogaro's, auf seinen eigenen Namen getauft hat; später hat er sieben Jahre in Italien im Colleg der Propaganda studirt und seine Studien an der Universität der Jesuiten in Beirut vollendet. Man kann sich denken, welches Interesse der große, schlanke, frische Mann in Wien hervorgerufen hat.

Weit entfernt aber, durch alle die schweren Heimsuchungen und Sorgen entmuthigt zu sein, steht Msgr. Sogaro eben vor einem neuen, für das Schicksal der Mission höchst entscheidenden Schritte. Bisher waren die in dem Seminar zu Verona vorgebildeten und dann in Aegypten nach und nach immer weiter

aufwärts acclimatisirten und eingeschulten Missionäre Weltpriester. Nunmehr aber sollen sie in eine wahrhaft religiöse Genossenschaft umgewandelt werden. Die Statuten sind bereits entworfen und unterliegen der kirchlichen Genehmigung. Die Mitglieder der Mission legen, bis diese erfolgt, vorläufig nur die Gelübde zur Probe ab. Nach zweijährigem Noviziate erfolgen die einfachen Gelübde. Dann, nach einer unbestimmten Zeit, deren Dauer von den Umständen abhängt, folgen die feierlichen Gelübde. Das Haus in Kairo ist das eigentliche Probationshaus, wo sich die Mitglieder sowohl an das Klima als an die Missionsthätigkeit unter den Schwarzen gewöhnen müssen. Es sind dort auch hundert schwarze Kinder unter der Aufsicht der Congregation, die Knaben unter der Hut der Missionäre und der Brüder, die Mädchen unter Leitung der „*Pio madri della Nigrizia*“. Die Geschickteren von ihnen werden zu Katechisten herangebildet, die übrigen lernen Handwerke und äußerliche Verrichtungen. Auch wenn sie herangewachsen sind, bleiben sie mit den Missionären in Verbindung. Man wird suchen, aus ihnen Kolonien oder kleine Dörfer zu bilden, um so einen Kern zu haben, von dem aus dieses gutmüthige, aber leichtsinnige und mangelmüthige Volk für Christus gewonnen werden kann. Außerdem ist eine Station mit Schule in Suakim. Der weitest vorgeschobene Posten ist in Asuan, dem alten Syene, am Beginne der großen Nilfälle.

Möge Gott endlich der Schwergeprüften, opferreichen Mission ruhigere Tage geben!“

M i s c e l l e n .

Das Antwerpener Missionshaus für die Südsee-Inseln.

In aller dankbarem Andenken leben die Bemühungen, welche sich die Missionäre vom heiligsten Herzen Jesu seit zwei Jahren unterziehen, Missionen auf den deutschen Kolonialgebieten zu eröffnen. Inzwischen haben die seeleneifrigen Patres ein Missionshaus in Antwerpen gegründet, um dort apostolische Arbeiter heranzubilden, welche sich dem schwierigen Missionswerke auf den Südsee-Inseln widmen sollen. Sie erlassen nun einen Aufruf, um ihr so opfervolles Unternehmen der christlichen Liebe unserer deutschen Katholiken zu empfehlen. Derselbe lautet im Wesentlichen:

1. Die Mission und Kolonisation in der Südsee. Unter dem Namen „Südsee“ versteht man zunächst den Großen oder Stillen Ocean. Mit demselben Namen bezeichnet man aber auch nicht selten die ausgedehnten Inselreiche, mit welchen er besäet ist, und die man gewöhnlich unter dem Ausdruck Oceanien oder das australische Inselmeer zusammenfaßt.

In diesen Zeilen lenken wir die Aufmerksamkeit der deutschen Katholiken besonders auf den westlichen Theil des Stillen Oceans. Die Mission Melanesien-Mikronesien, die auf den Inselgebieten von West-Oceanien die Segnungen des katholischen Glaubens zu verbreiten bestimmt ist, ruft mit doppelter Stimme die deutschen Glaubensbrüder zu opferfreudiger Theilnahme auf. Handelt es sich ja bei der Unterstützung und Förderung dieser Mission nicht allein um ein religiöses, sondern auch um ein nationales Werk. Wenn katholische Herzen stets zu Opfern der Liebe bereit sind, wo es gilt, das Werk des

heiligen Glaubens zu fördern, so wird vollends nicht unerhört bei den deutschen Katholiken die Bitte verhallen, einem Unternehmen kräftige Unterstützung zu leihen, bei welchem es überdies dem deutschen Namen Ehre zu machen gilt.

Es handelt sich um ein religiöses Werk: Auf einer Meeresoberfläche, welche dem Flächeninhalte von ganz Europa gleichkommt, liegen etwa 1500 Inseln zerstreut, deren größte, Neu-Guinea, allein den Umfang der österreichisch-ungarischen Monarchie erreicht. Auf ihnen wohnen Millionen von Kannibalen, die jeder Gesittung, jeder höhern Erleuchtung noch völlig fremd sind. Zwei Missionsgesellschaften haben in den vierziger Jahren nacheinander die Bekehrung derselben versucht, sahen sich aber genöthigt, ihre Thätigkeit einzustellen, nachdem der erste Bischof mit mehreren Missionären den unwirthlichen Boden mit seinem Martyrerbute getränkt, und sein Nachfolger mit mehreren Mitbrüdern dem schauerlichen Klima unter der Aequatorsonne und im feuchten Urwalde zum Opfer gefallen war. Mehrere Jahrzehnte lag das Missionsfeld wie ein wüster Acker da, bis der glorreich regierende Heilige Vater Papst Leo XIII. sich seiner erbarmte und den Missionären vom heiligsten Herzen Jesu im Jahre 1881 den Auftrag gab, diese ausgedehnteste, schwierigste und verlassenste Mission der Welt wieder anzutreten.

Es handelt sich um ein nationales, deutsches Werk. Die besprochenen Inseln, zumal Neubritannien und die Marshall-Inseln, wurden von deutschen (Bremer und Hamburger) Firmen dem Handel erschlossen, und als im Jahre 1884 das Interesse von ganz Europa für die Südsee plötzlich erwachte und die

noch unabhängigen Gebiete zur Theilung gelangten, stellten sich die genannten Firmen unter den Schutz der deutschen Flagge; ihre Besitzungen wurden ein Schutzgebiet des Deutschen Reiches. Auf solche Weise kamen Nordost-Neuguinea, das neubritannische Inselreich und die Marshall-Inseln unter dem Namen „Kaiser-Wilhelmsland“ und „Bismarck-Archipel“ unter die Leitung der sogen. „Neuguinea-Compagnie“, welche seitdem mit sichtbarem Erfolge die Cultivirung des Landes betrieben hat. In edlem Wettstreit mit dieser irdischen Zwecken dienenden Thätigkeit haben die Missionäre der unergleichlich wichtigeren Aufgabe ihre ganze Kraft gewidmet, die Bewohner dieser weiten Länderstriche für das Bekenntniß des wahren Glaubens zu gewinnen. Ihre Arbeit wurde von Erfolg gekrönt. Sie halten bereits die Hauptpunkte des südlichen Vikariates Melanesien besetzt. Näheres siehe in dem Organ der Genossenschaft, den bekannten illustrierten Tilsburger „Monatsheften“, sowie in dem Büchlein „Die Herz-Jesu-Mission in der Südsee“.

2. Nothwendigkeit einer eigenen Missionsanstalt für die Südsee-Mission. Die Südsee-Mission, mit Recht die ausgebreitetste und verlässlichste aller Missionen genannt, wird, soll die Ernte eine reiche sein, der Arbeitskräfte viele beanspruchen. Und da sie ohne Bedenken die schwierigste aller Missionen genannt werden darf, so müssen diese Kräfte den außerordentlichen Verhältnissen entsprechend besonders geschult und geübt sein. Daraus ergibt sich die Nothwendigkeit eines eigenen Missionshauses für dieses bedeutsame Arbeitsfeld im Weinberge des Herrn.

Der Heilige Vater, der stets der Südsee-Mission die wärmste Theilnahme zuwandte und der Thätigkeit der Glaubensboten daselbst die lebhafteste Aufmerksamkeit schenkte, hat unlängst in nachdrücklicher Weise betont, daß die Errichtung eines solchen besondern Seminars durch die Entwicklung der Mission gebieterische Nothwendigkeit geworden sei, und in herabedter Weise offenkundig gemacht, daß alle, welche dem Zustandekommen desselben Unterstützung und Beihilfe leisten, einem innigen Wunsche seines väterlichen Herzens entgegenkommen würden.

Die Genossenschaft der Missionäre vom heiligsten Herzen Jesu hat bereits alle Hebel in Bewegung gesetzt, um dieses Missionshaus zu gründen. Die schwierige Frage, an welchem Orte dasselbe zu errichten sei — da die kirchenpolitischen Verhältnisse in Deutschland es nicht gestatteten, auf deutschem Boden, wo es naturgemäß hätte geschehen sollen, dasselbe zu erbauen —, fand ihre Lösung, als die deutsche Reichsregierung die Stadt Antwerpen zum Zwischenhafen und eigentlichen Ausgangspunkte der neuen Kolonialdampfer wählte und die ehemalige Hansestadt sich dadurch gleichsam zu einem deutschen Handelsorte gestaltete. Der Heilige Vater bezeichnete infolge dieses Ereignisses Antwerpen als den Ort für das zu gründende Missionshaus und ließ den Erzbischof von Mecheln von dieser seiner Entscheidung verständigen. Der Primas von Belgien empfing die Missionäre mit Huld und Wohlwollen, und nachdem die Vorsehung auch in der Stadt selbst das richtige Plätzchen zum neuen Heim der zukünftigen Apostel der Südsee angewiesen, verlegte ein Decret Sr. Heiligkeit vom 6. Juni 1886 das bisher in Tilsburg befindliche Centralhaus für Deutschland und die Niederlande nach Antwerpen.

In Zukunft werden nun von diesem Hafen, einem der schönsten der Welt, nicht nur die Naturforscher und Ansiedler, sondern auch die Träger der höhern Cultur und Boten des Glaubens ausgehen. Und wie sie an Bord derselben Dampfer und unter derselben Flagge dahinsiegeln werden, so mögen sie auch in der überseeischen neuen Heimat mit vereinten Kräften wirken — zum zeitlichen und geistigen Wohlergehen für Kirche und Vaterland!

3. Pflicht der deutschen Katholiken, das Missionswerk zu unterstützen. — Das Missions-Album. Ohne Zweifel erkennen es alle Katholiken Deutschlands als dringende Pflicht an, der Südsee-Mission nicht nur fromme Segenswünsche zu widmen, sondern dieselbe auch thatkräftig zu unterstützen, indem sie vor allem dem neuen Antwerpener Missionshause ihre rege Theilnahme zuwenden. An diese Pflicht wurden die deutschen Katholiken schon zu wiederholten Malen von hervorragender Stelle gemahnt: in Bezug auf die Südsee-Mission überhaupt auf der 32. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Münster i. W., und betreffs des neuen Hauses zu Antwerpen insbesondere auf der letztjährigen 33. Versammlung zu Breslau; in beiden Fällen war es kein geringerer als der würdige Centrumsführer Exc. Dr. Windthorst, welcher nicht nur in den Commissionsberatungen, sondern auch in den denkwürdigen Schlußreden eindringlich die Hilfe der Katholiken zu den genannten Zwecken aufrief.

Haben die Missionäre vom heiligsten Herzen Jesu in dem ausdrücklichen Auftrage des Heiligen Vaters den Willen Gottes erkennen zu müssen geglaubt und im felsenfesten Vertrauen auf des Herrn Weisheit und Güte die Fundamente zu dem großen Bau des Missionshauses gelegt; haben sie ihre Hoffnung auf das glückliche Gelingen des gewaltigen Unternehmens gestärkt durch das unerschütterliche Vertrauen auf den Segen des heiligsten Herzens Jesu, da das neue Haus nur dem Zwecke dienen soll, daß das heiligste Herz gekannt, gelobt, geliebt und angebetet werde, selbst an den äußersten Grenzen der bekannten Erde; haben sie ihren Muth angesichts der riesengroßen Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen haben, gestählt durch das vertrauensvolle Gebet zu Unserer Lieben Frau vom heiligsten Herzen, deren Name unter den armen Wäldern der Südsee verherrlicht werden soll durch die aus dem Missionshause zu entsendenden Glaubensboten, so schöpften sie nicht minder Begeisterung zum kräftigen Beginn des Werkes aus der Ueberzeugung, daß die Katholiken Deutschlands in einen heiligen Wettstreit eintreten würden zur Erfüllung der ihnen obliegenden Liebespflicht.

Voll Vertrauen wenden sich daher die Missionäre an die mildthätigen Herzen der deutschen Glaubensbrüder mit der demüthigen Bitte um einen Baustein für das neue Missionshaus. Da die Wohlthäter durch ihre Beisteuer die Missionäre in den Stand setzen, einen bringenden Wunsch des Heiligen Vaters zur Erfüllung zu bringen, so haben diese geglaubt, dem Heiligen Vater eine willkommene Freude dadurch bereiten zu können, daß sie ihm Kenntniß bringen von der Opferfreudigkeit der Wohlthäter des Missionshauses:

Sie gedenken zu dem Zwecke Leo XIII. das „Missions-Album“ zu Füßen zu legen. Das Missions-Album soll aus

zwei Abtheilungen bestehen, einem Beförderer-Album und einem Wohltäter-Album. Das Beförderer-Album soll auf dem Titelblatt der einzelnen Bogen den Namen des Beförderers von seiner Hand eingezeichnet tragen, auf den weiteren Blättern dann die Namen der von ihnen oder den Nebenbeförderern angeworbenen Wohltäter und die von diesen gereichte Spende. Das Wohltäter-Album ist bestimmt, die Namen derjenigen Personen oder Familien zu tragen, die durch eine bedeutendere Gabe (von mindestens 20 Mark) in hervorragender Weise zu dem beregten Unternehmen beisteuern. Diese Namen würden also in dem Missions-Album in beiden Abtheilungen (in den Sammelblättern des Beförderer-Albums, sowie in dem Wohltäter-Album) figurieren.

Die Blätter der beiden Abtheilungen des Albums stellen wir den Beförderern in der von ihnen anzugebenden Anzahl zur Verfügung.

4. Zur Verbreitung des Albums. Die Beförderer und Beförderinnen, welche bisher jeder von Tilburg ausgegangenen Anregung zu irgend einer Mühewaltung zu Gunsten der Mission freudig Folge gegeben, werden auch, von der hohen Bedeutung des Unternehmens in Antwerpen durchdrungen, sich die größtmögliche Verbreitung des besprochenen Albums aneignen lassen.

Wir behändigen ihnen: 1) einen Prospectus, der in wenigen Worten jeden über den Zweck des Missions-Albums belehren soll und allen ohne Ausnahme zur Verfügung steht; 2) ein Büchlein unter dem Titel: „Die Herz-Jesu-Mission in der Südsee“, das einen Ueberblick über das Missionsfeld und die auf demselben schon entfaltete Missionsthätigkeit bietet, sowie auch das Nähere über das neue Missionshaus enthält, und schließlich noch den Beförderern einige praktische Winke ertheilt. . .

Wir versehen nicht, die Wohltäter des Missionshauses darauf aufmerksam zu machen, daß sie des päpstlichen Segens

theilhaft werden, der laut Brief Sr. Em. Card. Simeoni's allen gesendet ist, welche sich in irgend welcher Weise an dem Unternehmen betheiligen.

Uebrigens bringen wir zu ihrer Kenntniß, daß jeden Donnerstag auf ewige Zeiten in der Kapelle des neuen Missionshauses eine besondere heilige Messe für die Wohltäter desselben gelesen wird.

Ferner haben sie Antheil an all den Gebeten und guten Werken, welche von den Missionspriestern oder durch ihre Vermittlung geschehen, wie auch an allen Bekehrungen, welche die Missionäre durch Gottes Gnade bewirken werden.

Am Schlusse dieser Zeilen können wir nicht umhin, den Beförderern und Beförderinnen, sowie allen und jedem, welche der Missions Sache ein warmes Herz entgegenbringen werden, ein aufrichtiges „Vergelt's Gott!“ zuzurufen. Zugleich wollen wir der unerschütterlichen Ueberzeugung Ausdruck verleihen, daß wir, wie bisher, so namentlich jetzt, wo das Missionswerk in eine vollständig neue Phase eintritt, auf die allbekannte Liebe und Hingebung unserer treuen Beförderer, Beförderinnen, Wohltäter, Freunde und Gönner rechnen dürfen. Das heiligste Herz Jesu und Unserer Lieben Frau rechnen auf sie. Unzählig viele Seelen hungern und dürsten in der Wüste des Heidenthums nach dem Brode des Glaubens und den Wassern der Gnade. Ihr Sehnen wird gestillt werden durch die eifervolle Beihilfe der lieben Beförderer, die auch hungern und dürsten nach der Ehre Gottes, nach der Verherrlichung seiner himmlischen Mutter und seiner Kirche auf Erden, nach dem Heile der Seelen! „Selig aber, die also hungern und dürsten, sie werden gesättigt werden“ — mit der Fülle der Gnade schon hier auf Erden, vor allem aber bereinst im Reiche der Himmel mit ewiger Glorie!

Bis dahin möge sich unsere Lösung mehr und mehr erfüllen: „Geliebt sei überall das heiligste Herz Jesu!“

Für Missionszwecke.

	Mark.		Mark.		Mark.
Für die dürftigsten Missionen:		Für die Missionen in Palästina:		In honorem SS. cordis Jesu	200.—
Von Fr. Mühl in Prag	32.40	Von Dombeden Pasch in Südeisenheim	100.—	Durch Fr. Sommer in Dibe	6.—
Von Mahen	155.—	Für nothleidende Priester in Sibirien:		„Sanctificetur nomen tuum!“	50.—
Von Gollmann	20.—	Durch Pfarrer Karl in Oberweiler	2.—		
Von Müllert	100.—	Für nothleidende Missionspriester zur		Für Postauf und Unterhalt von Heiden-	
Von F. Schmitt, Weinhandlung in Fulda	50.—	Verfolgung von hl. Messen:		Kindern:	
Von Gollerbach	10.50	„Baruch habet beschon Jehova“	148.07	Von Joh. Seiber in Mendota, Ill.	20.50
Von Rev. B.	31.50	Durch Kaplan Willenspieß in Oberleschach	42.—	In honorem SS. cordis Jesu	200.—
„Gott, erbarme dich der armen Seelen!“	3.—	Durch Wfr. Guttmacher in Hart	22.—	Von Dombeden Pasch in Südeisenheim	100.—
Für nothleidende Christen in Tongking:		Durch Vikar Deuster in Stoppenberg	52.—	Durch Kaplan Vater in Ellwangen	42.—
Von Curatus Schierer in St. Brunn	15.—	Von B. S.	14.—	Für Postauf und Unterhalt von Regier-	
Von Mainz	25.—	Für die Missionen in Afrika:		Kindern:	
„Oldenburgicus“	30.—	Durch Dr. C. Köppler, Dombitar in Frauenburg	500.—	In honorem SS. cordis Jesu	200.—
Von H. O. in Naden	50.—	„Sanctificetur nomen tuum!“	50.—	Von Capriester Gottwald in Grünhof	75.—
Von F. Nadler, Postbote in Walschach	20.—	Für die Jesuiten-Mission am Sambesi		Pro Papa:	
„Ora pro nobis, St. Anna“	2.—	(Südafrika):		Von Gollerbach	8.—
Von Freiburg in der Schweiz	32.12	Von Rottenburg a. N.	100.—		
Von Herne	12.—	Von A. Gauer, Beneficiat in Augsburg	60.60	Für verschiedene Zwecke:	
„Mater misericordiae, ora pro nobis!“	43.—	In hon. B. Mariae V. sine labe conceptae	20.—	Durch das Missionshaus in Stehl	94.50
Für die Missionen in China und Annam:		Durch die „Monat-Rosen“ in Innsbruck	4.05	Durch S. A. S.	17.—
Von F. S. in M.	100.—	Für die Missionen in Australien:		Durch die „Monat-Rosen“ in Innsbruck	17.01
„In hon. Beatae Mariae Virginis“ S. M.	3.—	Von P. Ketter, Reichthum in Guntind	5.—	Durch Wfr. Stein in Lagen (für Christiania)	25.—
Durch die „Monat-Rosen“ in Innsbruck	17.82	Für den Kindheits-Jesu-Werke:		Durch denselben (für San Leopoldo)	50.—
Für die Mission in Westbengalen:		Von P. Hieronymus, O. M. C., in Milwaukee, Wis.	122.—	Durch denselben (für Sheffield)	80.—
Von G. M. in Tzennang	300.—			Durch die „Dienere Zeitung“ in Duren	5.—
				Von G. J. S.	8.—

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Autter, Theilhaber der Herder'schen Verlagsbuchhandlung in Freiburg.
Buchdruckerei der Herder'schen Verlagsbuchhandlung in Freiburg (Baden). — Redactionschluss und Ausgabe: 15. September 1887.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.